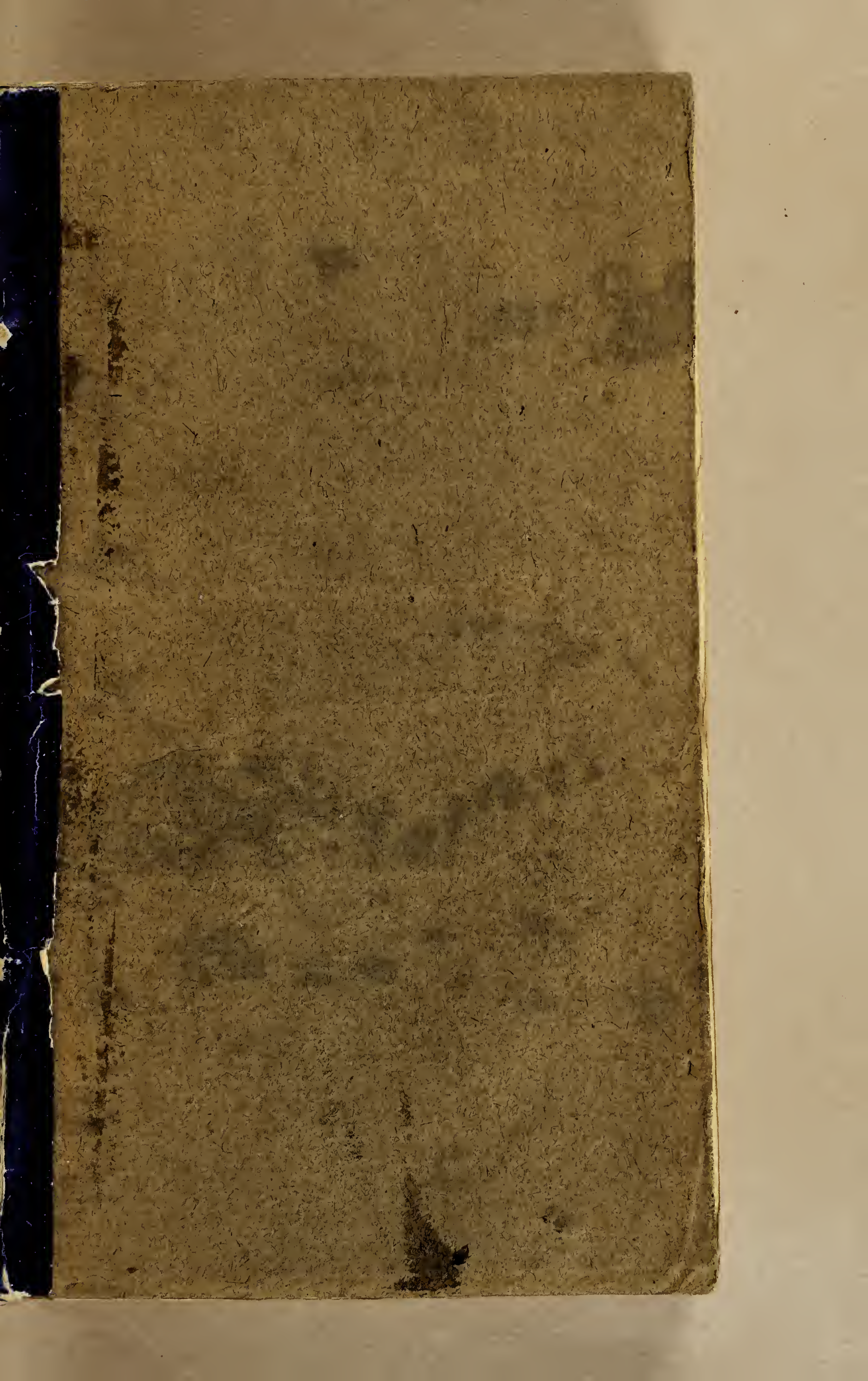



GAUDEO
John Carter Brown

Jesuitisches Reich
in Paragay.

durch

Originaldocumente der Gesellschaft

Jesu bewiesen

von

dem aus dem Jesuiterorden verstoßenen

Pater Ibagnez.



Aus dem Italienischen übersetzt.



Cölln,

bey Peter Marteau, 1774.



Vorbericht des Verlegers.

Wenn gleich der Jesuiterorden nunmehr glücklich aufgehoben ist, so hat er doch so viel Aufsehens gemacht, daß es dem Publicum hoffentlich nicht unangenehm seyn wird, gegenwärtige merkwürdige kleine Schrift zu lesen. Die Italienische Uebersetzung, welche man in Ermangelung des Spanischen Originals zum Grunde gelegt hat, ist im Jahre 1770. zu Lissabon sehr zierlich gedruckt, und dürfte wohl wenigen zu Gesichte gekommen seyn. Diese Schrift zeichnet sich bey der Menge anderer, die seit einigen Jahren erschienen sind, vornehmlich dadurch aus, daß der Verfasser, welcher lange Jahre in dem Orden gewesen, Ge-

legenheit gehabt, alles was er von dem Orden und seinen gefährlichen Maximen sagt, mit den Worten der Jesuiten selbst, und aus den Verordnungen und Gesetzen ihrer Provinziale und Generale zu beweisen. Dadurch wird seine kleine Schrift, die den Character der Wahrheit trägt, weit interessanter, als alle andere, die blos auf Muthmaßungen gegründet sind.

Innhalt.

✲ ✿ ✲

Innhalt.

Erster Abschnitt.

Ursprung des Reichs der Jesuiten.

Zweyter Abschnitt.

Das Daseyn des Reichs der Jesuiten wird aus ihren Reichthümern und Einkünften bewiesen.

Dritter Abschnitt.

❧ ✿ ❧

Vierter Abschnitt.

Andere das Reich betreffende Umstände beweisen eben diese unumschränkte Herrschaft.

Fünfter Abschnitt.

Mittel, welche die Jesuiten angewandt haben, um ihr Reich gegen alle Kabalen ihres eignen Ordens zu schützen.

§. 2.

❧ ✿ ❧

in

Siebenter Abschnitt.

Vorbericht



Vorbericht
des Italienischen Uebersetzers.

Die besondere Politik, wodurch sich die Jesuiten desjenigen Theils von dem mittäglichen Amerika, der in Europa unter dem Namen von Paragay bekannt ist, bemächtigten, solchen regierten und behaupteten, hat so viel Aufsehens gemacht, daß dadurch die Aufmerksamkeit bey Personen von allerley Stande rege geworden ist. Man hat gesucht, nähere Kenntnisse zu bekommen, allein bey der Menge und Verschiedenheit der Nachrichten, die davon ausgestreuet worden, ist gleichwohl beynahe kein Land, wovon wir weniger wissen, und von dessen Geschichte wir weniger zuverläßiges sagen können.

Nachdem die Spanier sich der beyden großen Reiche Mexico und Peru bemächtigt hatten, breiteten sie sich in diesem weitläuftigen Welttheile immer weiter aus, und unterwarfen sich die ihnen im Wege liegenden Völker. Es gehörte nur Muth und Tapferkeit zu die-

 sen

sen Eroberungen, aber solche zu behaupten dazu ward etwas mehr erfordert. Der Spanische Hof sahe die Religion als das bequemste und sanfteste Mittel an, die Indianer unter seinen Gehorsam zu bringen, und darin zu erhalten; Die Weltgeistlichen in Spanien, waren nicht hinlänglich, um eine so große Menge Personen aus ihren Mitteln zu liefern, als zur Ausführung dieser weitläuftigen Unternehmung erfordert wurden. Man mußte seine Zuflucht zu den Mönchsorden nehmen. Es giengen also von allen Orden ganze Schaaren nach Amerika, um sich zu diesem Mißionsgeschäfte gebrauchen zu lassen, und nachdem die Königlichen Statthalter diesem oder jenem Orden gewogen waren, nahmen sie die Mitglieder davon, und gebrauchten sie in ihrer Provinz zur Bekehrung und übrigen geistlichen Geschäften bey den Wilden. Diese Mönche ließen nachgehends immer mehrere von ihrem Orden kommen, und so wurden dergleichen Einrichtungen gleichsam immer auf die Nachfolger fortgepflanzt, ohne daß

andre Orden dazu berufen wurden. Auf diese Art bekamen alle Arten von Mönchsorden einen Fuß in Amerika, und behielten diejenigen Länder unter ihrer geistlichen Aufsicht, wo sie anfangs aufgenommen waren.

Diese geistlichen Einrichtungen nahmen mehr und mehr zu, und wurden so ansehnlich reich und mächtig, daß sie die Europäischen an Reichthum und Anzahl der Mitglieder übertrafen. Das neue Rom zählte gleichsam mehr Reiche, die es sich durch geistliche Waffen unterworfen hatte, als das alte Rom Provinzen, die durch die Gewalt der weltlichen bezwungen waren. Seit der Zeit hat der Madriter Hof bey verschiedenen Gelegenheiten sowohl durch allerley genommene Maßregeln, als durch deutliche und offenbare Gesetze seine ehemaligen Rechte wieder zu erlangen, und zu verhindern gesucht, daß man in seinen Reichen nicht das Ansehen einer andern fremden Macht erkennen mögte.

Obgleich die Jesuiten die letzten waren, die sich dieses Mißionsgeschäftes

unterzogen, so brachten sie es doch durch ihre Klugheit, und ihren unverdrossenen Fleiß bald dahin, daß sie alle ihre Vorgänger weit übertrafen. Sie faßten an vielen Orten in diesem weitläuftigen Reiche Fuß, da sie aber weitaussehende und sehr irdische Absichten hegten, so richteten sie ihr Augenmerk vornemlich auf einen abgelegenen und von den übrigen spanischen Besitzungen abgesonderten Strich Landes, um daselbst in der Stille ein feststehendes und unabhängiges Reich zu errichten. Zu diesem Endzweck fand sich keine Gegend in der Welt besser, als der weitläuftige Strich, welcher in der Mitte zwischen Brasilien, der Statthalterschaft von Buenos Ayres, der Provinz Tucuman, und St. Croce della Sierra liegt. Diese ganze Gegend wird irrig unter dem Namen Paragay begriffen. Paragay ist eigentlich ein Fluß, man versteht aber darunter viele Länder und Nationen, die an diesem Fluß und an dem Ufer zweer anderer des Uragay und Parana wohnen. Zu diesen Völkern gehören unter andern die Minuanes, Guarani, Char-

Charruas, Guaiquarus, Baias, Guanas, Chiquiti, u. s. w.

Diejenigen, welche dieses Land zuerst entdeckten, begnügten sich damit, es zu sehen und bloß Besitz davon zu nehmen: andere mußten der tapfern Gegenwehr der Landes Einwohner weichen, und man konnte nicht eher festen Fuß daselbst fassen, als bis im Jahre 1535. die Kolonie zu Buenos Ayres angelegt ward. Dies geschahe nach dem Feldzuge, oder dem Kriege, darinn Johann Dias de Solis im Jahre 1515. sein Leben einbüßte, und nachdem Sebastian Gaboti eilf Jahre später, und viele andre öftere Unternehmungen auf dieses Land gewagt hatten, weil die Spanier es sich zuvor weder recht hatten angelegen seyn lassen, das Land zu bevölkern, noch die Indianer zu bezwingen, und mit ihnen gewisse Gemeinen zu errichten.

Die Jesuiten waren auf die Ausführung ihres großen Projekts desto mehr bedacht, und suchten sich die gute Lage des Landes zu nutze zu machen. Sie fiengen demnach an, unter der Begün-

stigung der Statthalter Gemeinen von den Indianern zu errichten, und solche dahin zu bringen, daß sie sich an einen gewissen beständigen Wohnplatz gewöhnten. Unter dem Vorwande, die Neubekehrten bey der Unschuld zu erhalten, brachten sie es dahin, daß solche weiter mit den Europäern gar keine Gemeinschaft haben durften, und wußten durch allerley Mittel, die in diesen Nachrichten vorkommen werden, die Hindernisse, welche der Ausführung ihrer Absichten im Wege stunden, glücklich aus dem Wege zu räumen.

Da nach den in Amerika gemachten Gesetzen alle Gewalt in weltlichen Sachen bey den Statthaltern, und in geistlichen bey den Bischöfen stehet, so wußten die Jesuiten, welche den Hof despotisch regierten, schon darauf zu lauren, daß keine andre als solche, von deren blinden Neigung für ihren Orden sie schon hinlängliche Beweisthümer hatten, ernennt wurden; und wenn ja einer ihre Erwartung nicht erfüllte, und sich selbst um etwas bekümmern, oder Untersuchungen anstellen wollte, wie die Sachen

chen eigentlich stunden, so wußten sie ihn dergestalt zu verfolgen, (wie aus dem Don Bernardino di Cardenos erhellet), und so viele Hindernisse in den Weg zu legen, daß er eine Unternehmung, wofür sich jedermann fürchtete, aufgeben mußte; oder er lief Gefahr, gar sein Leben darüber einzubüßen, wie es den Antequerra gieng, welcher barbarischer Weise in Lima das Leben verlor, und noch bis auf den heutigen Tag wegen seines unglücklichen Schicksals in Peru bedauert wird.

Dieser Theil von Amerika war gleichsam der Mittelpunkt, wo die Jesuiten vereinigt waren, wo sie der ganzen Welt unbekannt lebten, und nur mit ihrem General und dessen Aßistenten in Rom in Verbindung und Briefwechsel stunden, und wo sie nach und nach dasjenige Reich errichteten, von dem wir hier zuerst einen Theil der wahren Geschichte liefern. Der Pater Charlevoix, ein Jesuit, hat unter diesem Namen ein Mährgen geschrieben, wovon wir öffentlich und dreist behaupten, daß von allem, daraus man sich einen Begriff von

den Absichten seiner Gesellschaft machen könnte, nicht ein Wort wahr ist. Viele andre Mitglieder des Ordens haben uns eben so falsche Nachrichten geliefert. In den Nachrichten des D. Georg Juan, und D. Anton Ulloa, von der Reise, die sie auf Befehl des Königs von Spanien und Frankreich zur Untersuchung der wahren Figur der Erde unternommen, und die auf Befehl des Königs Ferdinand VI. im Druck erschienen ist, trift man eine weitläuftige Nachricht von Paragay und den in diesem Lande befindlichen Mißionen an.

Wenn man den Erzählungen in diesem Buche glauben wollte, so sind die Jesuiten in diesem Lande so gut wie die alten Apostel, und die Indianer den ersten Christen an die Seite zu setzen. Allein das Publikum muß wissen, daß keiner von gedachten beyden Officiers, welche noch in Spanischen Diensten stehen, und wegen ihrer Wissenschaft, Tapferkeit und andern ihrer hohen Geburt anständigen Eigenschaften geschätzt werden, jemals in Paragay gewesen, wie sie es in ihrem Werke selbst gestehen,

son=

sondern daß alles was von den Mißionen darin vorkommt aus Nachrichten, die ihnen die Jesuiten selbst mitgetheilt haben, genommen ist. Ueber dieses ward ihr Buch zu eben der Zeit gedruckt, da der Jesuit Ravago in dem größten Ansehen stand, und, indem er das Gewissen des Königs Ferdinands regierte, gleichsam ganz Spanien in der Sklaverey hielte.

Die Jesuiten haben sich nie begnüget, ihre Betrügereyen selbst zu bemänteln, sondern um ihnen eine mehrere Wahrscheinlichkeit zu geben, immer gesucht, sie durch dem Anschein nach unparteyische Nachrichten, glaubwürdig zu machen. Dazu haben sie die Feder der berühmtesten Männer außer ihrer Gesellschaft gebraucht. Zu dieser Absicht wußten sie die obgedachten beyden vornehmen Spanier zu nutzen, und zu eben dem Endzweck machten sie den grossen und sonst ehrlichen Muratori treuherzig, daß er unter seinem Namen, die erdichteten Nachrichten a) von der

a) Il Cristianesimo felice nelle Missioni dei Padri della Compagnia di Gesu nel Paragay.

glücklichen Ausbreitung des Christenthums in den Mißionen der Jesuiten in Paragay herausgab. Sie erschienen zu Venedig im Jahre 1743. und der zweyte Theil 1749. in Quart, wurden 1752. in Octav wieder aufgelegt, 1754. zu Paris ins Französische übersetzt, und 1756. noch einmal zu Venedig gedruckt. Man sieht aus diesen wiederhohlten Auflagen, wie sehr der Orden besorgt gewesen, dieses Buch wo möglich, durch die ganze Welt auszustreuen.

Um zu wissen, was es mit dieser Schrift für eine Bewandniß gehabt, darf man nur das Leben des gedachten Muratori lesen, welches sein Vetter Johann Franz Soli Muratori aufgesetzet. Es heißt daselbst b): „daß der „große Muratori von den Mißionen „der Jesuiten in Paragay geschrieben, „und zwar sey er dazu durch Briefe „eines Jesuiten bewogen (das ist unterrichtet) worden. Diese waren im „Jahre 1729. und 1730. aus gedach„tem

b) Im 8 Kap. S. 90. der letzten oben angeführten Ausgabe.

„tem Lande, von einem Mitgliede des
„Ordens dem Pater Gaetan Cattaneo-
„einem Modoneser, (bessere und wahr-
„haftere Quellen konnte man nicht fin-
„den) der daselbst im Jahre 1733 gestor-
„ben war, (folglich bediente Muratori
„sich des Zeugnisses eines Verstorbe-
„nen) an seinen Bruder Joseph Cat-
„taneo (vermuthlich also an eine dem
„Orden sehr ergebene Person) abgelas-
„sen. Muratori giebt hier nicht nur
„eine Beschreibung dieser Mißionen,
„sondern vertheidigt die Väter auch
„gegen die ihnen von verschiedenen
„Schriftstellern gemachten Beschuldi-
„gungen„ ; (das heißt gegen die Wahr-
heit, welche wenn sie die Kunstgriffe
der Jesuiten entdeckt, von ihnen alle-
mal für Verläumdung ausgegeben
wird). Gedachter Verfasser setzt dar-
auf bald hinzu: „Uebrigens kann ich
„nicht verschweigen, daß Muratori
„während der Zeit, daß er an diesen
„Nachrichten arbeitete, bey verschiede-
„nen angesehenen Mitgliedern der Ge-
„sellschaft zu wiederholten malen auf
„das dringendste anhielt, man möchte
„ihm

„ihm doch Nachrichten und allerley die
„Mißionen betreffende Papiere mitthei=
„len, aber nie das geringste erhalten kon=
„te; Es fand sich in ihren Archiven
„nichts, das eine Bekanntmachung ver=
„diente„. Ob in ihren Archiven würk=
lich nichts dergleichen gewesen, wird sich
aus der gegenwärtigen Schrift, und
aus andern authentischen Urkunden zei=
gen, welche vielleicht mit der Zeit im
Druck erscheinen werden, die aber nach
der Jesuiten Meinung in ewiger Dun=
kelheit vergraben bleiben sollten.

Man würde aus den Schriften ihrer
Archive nur gar zu deutlich gesehen ha=
ben, daß die erdichteten Briefe des Pa=
ter Cattaneo nichts als alte Weiber=
mährgen waren c), um den guten Mu=
ratori zu hintergehen. Dieser glaubte
alles auf ihr Wort, und die Gefäll g=
keit wurde von dem Orden, auf solche
Art belohnt, wie es in der Lebensbe=
schreibung erzählt wird. Als die Jesui=
ten sahen, wie er die Sache ausge=
führt hatte, (das heißt, nach ihren Ge=
sinnun=

c) Che raccontano
Stando al fuoco a filar la vecchierelle.

ſinnungen eingekleidet) ſo unterließen ſie nicht, ihm auf allerley Weiſe ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Wir wollen hören, worinn ihre Freygebigkeit beſtand: Erſtlich ward ihm im Namen des ganzen Ordens eine weitläuftige Dankſagung abgeſtattet, und darauf ein Document zugefertigt, wodurch er zum Bruder aufgenommen ward; (was für eine herrliche Ehre!) Der Pater Hieronymus Lagomarſini widmete ihm den erſten Band von des Anton Maria Graziani Scriptis invita Minerva. Ja der Pater Provinzial in Paragay ſchrieb ihm ſogar aus Buenos Ayres einen Dankſagungs-Brief; und dieſes Büchelgen ward bey ihnen über Tiſche vorgeleſen.

Hieraus iſt klar, daß die Jeſuiten ihre eigne Mitbrüder hinter das Licht zu führen ſuchen, damit ſie die Geheimniſſe der Hauptverſammlung in Rom nicht erfahren, und ſich wie die Marionetten an einem Faden herum führen laſſen, wie man es in Rom für gut findet. Gegenwärtige Schrift wird den Leſern die Augen öfnen, ſie werden

daraus

daraus sehen, daß das Christenthum in jenen Gegenden weit von einem blühenden Zustande entfernt ist, und daß man mit Grunde zweifeln kann, wie ich denn auch würklich daran zweifele, ob die Jesuiten einen einzigen wahren Christen aus den Indianern gemacht haben. Man müßte denn nach der Jesuiter Theologie denjenigen für einen wahren Christen halten, der sich mechanisch taufen läßt, ohne eine gründliche Kenntniß von den Geheimnissen der Religion und der Moral zu haben.

Eben so wenig ist den Schriften aus den andern Mißionen dieser Väter zu trauen; man weiß, daß die sogenannten Lettres édifiantes ein Magazin von Unwahrheiten sind. Der Pater Gumilla aus diesem Orden schrieb die Geschichte des Oronocco Flusses aus den Nachrichten, die man ihm zu Madrid ertheilte. Ich habe mit vielen Personen geredet, die auf Befehl des Königs von Spanien den ungeheuren Strich Landes, den dieser Strom durchläuft, bereisen und untersuchen müssen, und

bin

bin dadurch überzeugt worden, daß das Buch des Gumilla sowohl was die Naturgeschichte als den moralischen Theil betrift, ein Gewebe von Fabeln ist, die ad maiorem societatis gloriam erfunden worden. Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit des Paters Burriel Beschreibung von Californien, welche gänzlich im Jesuitenkloster zu Madrid, ohne daß der Verfasser einen Schritt aus der Stadt gethan, zusammen gestoppelt worden. Doch wir wollen uns nicht länger bey Anführung solcher Schriften aufhalten, es hat eben die Beschaffenheit mit allen Nachrichten, welche die Jesuiten von ihren Mißionen gegeben haben, wenn man sie anders Mißionen und nicht lieber Handlungs-Niederlagen in China, und den übrigen Theilen von Asien und Amerika nennen will.

Da man nunmehr durch die Veranstaltungen des Königs Carls III. von Spainien, die Jesuiten genauer kennen und einsehen lernen, was sie würklich sind; da die Jesuiten auf seinen Befehl, aus seinen weitläuftigen Ländern

in

in Europa und Amerika verjagt wurden, und da der Statthalter zu Buenos Ayres, Franz Bucarello, sich dadurch, daß er das Reich der Jesuiten in Paragay zerstörte, und solches seinem rechtmäßigen Herrn wieder unterwarf, einen ewigen Namen gemacht hat; da wir sage ich anjetzt die Wahrheit von dem, was dieser Orden der Welt auf anderthalbhundert Jahre verheimlichet, genau wissen, so ist es auch Zeit, daß diese Beweisthümer an das Tageslicht kommen.

Damit aber niemand an der Aufrichtigkeit dessen, was in dieser Schrift enthalten ist, zweifeln möge, so wollen wir die Geschichte derselben und ihres Verfassers kürzlich erzählen. Der Pater Bernhard Ibagnez war aus der Stadt Vittoria in der Provinz Alava gebürtig, und stammte aus einem der vornehmsten Geschlechte dieses Landes. Er trat sehr jung in den Jesuiter Orden, legte sich auf die Studien, weil er aber dessen Denkungsart nicht annehmen wollte, so ward er verstossen. Nach einiger Zeit zog er zu aller Welt Verwun-

wunderung von neuem Jesuitenkleider an, gieng nach dem südlichen Amerika, und wurde von seinen Superioren bey den Mißionen in Paragay gebraucht. Nicht lange darauf kamen die Spanischen Commissarien in diese Gegenden, um mit den Portugiesischen die Grenzen zwischen den Ländern beyder Mächte zu berichtigen. Diese Beschäftigung war bereits durch einen Traktat zwischen beyden Höfen im Jahre 1750 verabredet, aber durch einen zweyten Traktat bis auf andre Zeiten verschoben worden.

Man weiß in Italien, für das diese Nachricht bekannt gemacht wird, aus den verschiedenen Schriften die der Hof zu Lissabon bekannt machen lassen, wie sehr sich die Jesuiten der Vollziehung dieses Traktats, theils durch allerley in den Weg gelegte Schwürigkeiten, und Hindernisse, theils durch gewaltsame Maßregeln widersetzt haben. Das Memorial des Pater Generals, welches mit Anmerkungen des Portugiesischen Hofes begleitet ist, stellt ein ewiges Denkmal der

Hartnäckigkeit dar, mit der sich die Jesuiten beyden Höfen widersetzt haben, damit sie nicht in ihr Reich oder in ihre Mißionen eindringen möchten.

Der Pater Ibagnez und der Pater Michael de Marimon, waren die einzigen Jesuiten in dieser Provinz, die ihrem Könige getreu blieben, und deren Meynung dahin gieng, daß man dessen Befehl gehorchen müsse. Allein dieser Gehorsam ward ihnen von den andern, die sich als Herrn des Landes ansahen, und glaubten, keiner weltlichen Macht, als ihrem General unterwürfig zu seyn, als ein Verbrechen ausgelegt, und sie wurden gezüchtiget. Marimon ward zwischen vier Wänden eingemauert, und Ibagnez jaus dem Orden gestoßen. Als dieser sich verlassen sah, und befürchtete, das Schlachtopfer der Jesuiter Politik, die in der Rache keine Grenzen kennt, zu werden, begab er sich in den Schutz der Königlichen Commissarien. Diese nahmen sich seiner bereitwillig an, vor-

nem-

nemlich der Marquis von Valdelirios als damaliger erster Commissar, welcher jetzo Mitglied des Königlichen Raths von Indien ist.

Mit Hülfe dieser Commissarien kam Ibagnez nach Spanien, wo der König ihn in Schutz nahm, und ihm einen jährlichen Gehalt bestimmte. Von diesem lebte er bis an sein Ende in Madrit, ohne daß ihn jemand kannte, als die Staatsminister, die ihn schützten, und die Jesuiten, die ihn verfolgten. Bey dieser eingezogenen Lebensart verfertigte er verschiedene Werke, und legte an andre, die er bereits in Amerika angefangen hatte, die letzte Hand; sie handeln theils von der Philosophie, von der Mathematik, darinn er sehr stark war, und von der Moral; theils betreffen sie die Geschichte von dem, was während seines Aufenthalts in Paragay vorgefallen war. Das gegenwärtige Werk ist nur ein Stück davon, es ist aber wichtig genug, um bey dem Publikum das Verlangen nach dem Uebrigen zu er-

 wecken.

wecken. Man wird daraus abnehmen, wie nöthig es bey gegenwärtigen Umständen sey, sie alle bekannt zu machen; insonderheit ein episches Gedicht, welches zwar unvollkommen ist, und viele Fehler wider die Regeln der Kunst hat, aber doch als ein Schatz betrachtet werden kann, um den Charakter, die Lebensart, und Intriguen der Jesuiten, welche vor achtzehn Jahren Paragay regiert haben, kennen zu lernen.

Man glaubt in Madrit, daß Ibagnez auf Anstiften der Jesuiten durch einen Mönch aus einem andern Orden, der ein treuloser Freund war, vermittelst einer vergifteten Taubenpastete aus dem Wege geräumet worden. Doch wir wollen ihnen keine wahrscheinliche Verbrechen aufbürden, da ihnen genug wahre zur Last gelegt werden können. So viel ist wenigstens gewiß, daß gedachter falscher Freund sich über des Ibagnez Papiere machte, da er kaum die Augen geschlossen hatte, und im Begrif war, sie alle auf die Seite zu schaffen,

als

als er von Don Peter Rodrigo Campomanes und dem Marquis von Valdelirios, welche Nachricht davon bekommen hatten, überfallen wurde. Sie begaben sich eiligst dahin, um die Papiere zu retten, die sie für den Dienst des Königs, und für den Nutzen der ganzen Welt höchst wichtig hielten.

Sie gaben dem Staatsminister Richard Wall sogleich Nachricht davon, weil der Verstorbene im Testament verordnet hatte, daß seine sämtlichen Papiere nach seinem Tode in die Schreiberey dieses Ministers gebracht werden sollten, welches auch geschehen ist. Das Werk, nach dem die Italienische Uebersetzung gemacht worden, ist eine getreue Copie nach dem eigenhändigen Spanischen Original des Ibagnez, wie viele angesehene Personen sowohl in Spanien als in Italien, wenn sie anders wollen, bezeugen können.

Dies mag genug seyn, um sich von dem Werth dieser kleinen Schrift zu

überzeugen, wir hoffen übrigens, daß der Madriter Hof die wichtigen Handschriften, welche Don Franz Bucarelli in den Klöstern in Paragay gefunden hat, der Welt ebenfalls vor Augen legen möge. Schließlich geben wir dem Leser nur noch dies einzige zu erwägen: Wenn die Gesetze eines Landes zu allen Zeiten, und in allen Ländern ein Abriß der Sitten der Einwohner sind, wie verdorben müssen die Sitten der Völker in Paragay und ihre Gesetzgeber seyn, wenn man aus dem, was in diesem Buche von ihren Gesetzen vorkömmt, den Schluß machen soll.

Das Reich der Jesuiten in Paragay.
Aus Urkunden bewiesen.

Erster Abschnitt.
Ursprung des Reichs der Jesuiten.

§. 1.
Einleitung.

Sobald als der Hof zu Lissabon das Manifest von dem in Amerika aufgerichteten Reich der Jesuiten unter dem Titel: kurze Nachricht, heraus gab, ward ihnen ein unglaublicher Schrecken eingejagt. Aber so sehr sie sich auch innerlich fürchteten, so bezeugten sie doch äußerlich eine große Verachtung dagegen, und suchten jedermann zu überreden, daß es nichts als ein Pasquill von einem Ketzer wäre, der dieses Gift ausspie, ohne hinlängliche Beweise davon zu haben. Sie wandten augenblicklich alle ihre gewöhnlichen Kunstgriffe an, um den Inhalt dieser Nachricht durch allerley Erklärungen, und Zeugnisse ihrer

Anhänger unwahrscheinlich zu machen. Wäre es ihnen um die Wahrheit zu thun gewesen, so mußte ihnen diese Erklärung sehr wichtig seyn, weil die Beweise von der Jesuiten ihren Papieren selbst, welche ihnen zur Richtschnur bey der Regierung des Landes dienten, und wovon ich die würklichen Originale in Händen habe, hergenommen sind.

Der Pater Provinzial, Joseph Barreda, befürchtete, die Königlichen Commissarien zur Berichtigung der Grenzen zwischen den Spanischen und Portugiesischen Ländern möchten als einsichtsvolle Männer, wenn sie den bisher noch von keinem fremden Fuß befleckten Boden der Mißionen in Paragay betreten sollten, eine Veränderung mit dem Innern eines so wichtigen Reichs, als der Jesuiten ihres in Paragay, zu treffen suchen; er nahm deswegen seine Zuflucht zur List, und suchte dem Könige allerley falsche Vorurtheile gegen die Commissarien beyzubringen, indem er unter andern folgendes vorstellte: *)

„Sie

*) Man sehe die dem Könige am 13. May 1753. eingehändigte Vorstellung.

„Sie haben die Ehre der Jesuiten die-
„ser Provinz nicht nur mit der Zunge be-
„leidigt, sondern auch in Schriften ange-
„griffen, indem sie die Widersetzung der
„Indianer den Aufhetzungen der Ordens-
„brüder Schuld geben, und zwar aus
„keiner andern Ursache, als aus der alten
„irrigen auswärts längst gehegten Mey-
„nung, daß diese Provinz großen Reich-
„thum besitze, welchen sie aus den einge-
„bildeten Goldbergwerken, die mitten im
„Lande verborgen seyn sollen, ziehet. Die-
„ses Vorurtheil hat man ihnen nicht be-
„nehmen können, da doch das Gegentheil
„und die Armuth, wobey sich die Provinz
„jederzeit erhalten, bekannt genug ist.
„Man weiß auch, daß der Muth, mit dem
„die Mißionarien ihr Leben verloren, und
„ihr Blut den Händen der Barbaren aufge-
„opfert, keinen andern Endzweck gehabt,
„als die durch Christi Blut erlösten See-
„len, die in den dickften Wäldern verbor-
„gen sind, und in rohen gottlosen Leibern
„wohnen, zu retten; eben so weiß man
„auch, wenn es in menschlicher Gewalt
„stünde, die Seele als das Beste von dem
„geringschätzigen Bande des Körperli-

 „chen

„chen zu trennen, daß die Jesuiten bloß
„auf das Geistliche bedacht seyn, und sich
„gewiß nicht um weltliche Güter und
„Reichthümer bekümmern würden, dar-
„aus man ihnen verläumderischer Weise,
„ein so großes Verbrechen macht, da sie
„doch, um sich ganz vom Irdischen abzuzie-
„hen, als Anachoreten in Einöden, oder
„vielmehr als Märtirer ihrer liebreichen
„Absichten leben, und mit unglaublicher
„Mühe und unverdroßner Geduld, blos
„so zu sagen, um Gottes willen für das
„Beste ihrer untergebnen Heerde arbeiten
„müssen. Alles was bisher gesagt wor-
„den, mag die Bosheit derjenigen wider-
„legen, welche ihr Interesse dahinter zu
„verbergen suchen, und da sie die Wahr-
„heit nicht läugnen können, daß die In-
„dianer durch Antrieb des Ordens getreue
„Unterthanen Eu. Majestät geblieben sind,
„nunmehr die unverdroßne Sorgfalt,
„mit der die Jesuiten die Wilden unter-
„richtet, als eine unumschränkte Herr-
„schaft erklären, wodurch sie die India-
„ner zu allem was sie nur wollen, bewe-
„gen können.„

Diese

Diese in großpralenden Worten und schwülstigen Ausdrücken abgefaßte Schrift, die voll Heucheley und unbarmherzigen Verläumdungen gegen die Königlichen Commissarien ist, ward in der Absicht übergeben, um die Wahrheit zu verbergen, wenn jene etwa Untersuchungen von dem Vorgefallenen anstellen möchten. Daß sie aber nichts geholfen, wird sich in der Folge zeigen, so wie man auch sehen wird, daß die Jesuiten wirklich eine unumschränkte Herrschaft über die Indianer hatten.

§. 2.

Nachdem die Jesuiten sich gegen die Regeln ihres Instituts der Pfarren bemächtigt, und das weltliche Regiment an sich gebracht hatten, richteten sie ein ordentliches Reich auf.

Die Kirche mußte sich freuen, und die Gesellschaft Jesu loben, daß sie sich die Bekehrung der Amerikaner so eifrig angelegen seyn ließ, weil dieses mit dem Zweck ihres Instituts übereinstimmt *): Daß

*) Finis huius Societatis est non solum saluti et perfectioni propriarum animarum cum

Daß die Mitglieder der Gesellschaft aber, nachdem sie die Wilden zum gesitteten und christlichen Leben gebracht, und Pfarren unter ihnen angelegt hatten, solche seit mehr als hundert Jahren als Pfarrer besorgen, das kan die Kirche nicht loben, da sie andre Diener zu diesen Amte gebrauchet, und das sollte die Gesellschaft auch nicht erlauben, weil die Pfarren gerade gegen ihr Institut laufen, und den Mitgliedern ausdrücklich durch ihre Gesetze verboten sind *).

Einmal läuft es dem Beruf der Mitglieder entgegen, ruhig und beständig an einem

cum diuina gratia, sed cum eadem impense in salutem et perfectionem proximorum incumbere etc. His enim duobus finis adaequatus Instituti nostri componitur. Imo ad hoc potissimum dicitur Societas instituta, vt ad Fidei defensionem et propagationem, et profectum animarum in vita & doctrina Christiana præcipue intendat. etc. Siue ad Turcas siue ad quoscunque alios infideles in Indiis etiam versantes. Epit. Institut. Societat. Iesu. p. 1. 377. et 246.

*) Ibid. p. 425. et 111. Interdicimur etiam suscipere curas Parochiales animarum . . . Inter conditiones repugnantes Instituto numerantur primo curae animarum.

einem Orte zu bleiben, wie die Pfarrer an einem Orte und bey ihrer Gemeine thun müssen; denn sie sollen allenthalben und in allen Theilen der Welt bey Christen und Heyden herum reisen, wo sie hoffen, den meisten geistlichen Nutzen stiften zu können *). Die Gesellschaft ist gleichsam ein fliegendes Corps, dem gewisse kurze Verrichtungen aufgetragen sind, und das seine Befehle vom Pabst empfängt. Dieser schreibt ihnen die Zeit vor, und thut er es nicht, so wird ein Aufenthalt von drey Monaten an jedem Orte für hinlänglich gehalten **).

Zum andern, hat der Stifter nicht gewollt, daß seine Anhänger mehr zum Besten des Nächsten arbeiten sollen, als es der gute Wille eines eingezogen lebenden Geist-

*) Nostrae vocationis est diuersa loca peragrare, et vitam agere in quauis mundi plaga, vbi maius animarum auxilium speratur. ibid. p. 402.

**) Petenda instructio scripta, quo exactius iniuncta expeditio impleri possit, aut certe verbo tenus mens Summi Pontificis intelligatur, et vbi tempus limitatum non fuerit, in locis particularibus trimestris statio sufficiat. ibid. p. 247.

Geistlichen erfordert, theils damit sie nicht das Beste andrer mit gar zu großem Eifer, und zu ihrem eignen geistlichen Nachtheil befördern möchten, theils um sich nicht den Unwillen der übrigen schon an einem Orte befindlichen Geistlichen und Ordensbrüder zuzuziehen *). Deswegen befiehlt er ihnen, Unterricht in der Religion zu geben, geistliche Uebungen anzustellen, die Spitäler und Gefangenen zu besuchen, Almosen für solche zu sammlen, ihnen zu predigen, die groben Sünder zu bekehren, den Brüderschaften beyzustehen, und welche zu errichten, wo noch keine sind; die Leute zum fleißigen Gebrauch der Sakramente zu ermahnen, zu den umliegenden Orten, und zu den unbekehrten Heyden Mißionen anzustellen, die Jugend zur Tugend und allen einem Geistlichen anständigen Wissenschaften anzuführen, welches alles Verrichtungen sind, daran sich keiner stossen, sondern ein jeder vielmehr erbauen kan.

Ihr Stifter zeigt ihnen im Gegentheil, was für Dinge sie nicht thun sollen, weil sie die Grenzen dessen, wozu sie als Geistliche aus

*) Ibid. p. 419.

aus Liebe verbunden sind, überschreiten *). Dahin rechnet er, daß sie sich nicht in die öffentlichen Geschäfte der Fürsten, und alles was zur Politik gehört, und eben so wenig in weltliche Privatgeschäfte, wenn sie gleich ihre Anverwandte betreffen, mischen, auch keine Vollzieher irgend eines Testaments seyn sollen. Sie sollen nicht dabey seyn, wenn fromme Stiftungen gemacht werden, nicht vor Gericht erscheinen, keine Aufsicht über die Nonnen führen, keine Pfarrstellen bekleiden rc. weil aus diesen und ähnlichen Dingen, wenn sie gleich aus guter Absicht geschehen, leicht Neid und allerley Uneinigkeiten entstehen können.

Es scheint, daß sich die Jesuiten um alle diese Vorschriften wenig bekümmert haben, indem sie die Pfarren nicht nur stifteten, sondern auch die Verwaltung beybehielten. Als ich ihnen während meines Aufenthalts in Paragay diese offenbare Uebertretung ihrer Gesetze vorwarf, erhielte ich

*) Ea vero quae vitanda sunt Nostris, ne in proximorum vtilitatem effusi, longius provehantur, quam religiosa caritas patiatur, ex sequentibus paret. ibid. p. 422.

ich verschiedene Antworten. Die am wenigsten schlechteste war noch, daß man es mir aus den Worten des Instituts selbst zu beweisen suchte, welches zwar erst verbietet, Pfarren anzunehmen, jedoch gleichwol hinzu setzet: Ius autem illud Collegii Gandiensis praesentandi tres parochiales neophitorum visum fuit retinendum, vt melius consuleretur illorum spirituali vtilitati *). Da es also ihren Gesetzen nicht zu wider wäre, daß das Collegium zu Candia zum besten neubekehrter Mohren drey Pfarrer vorschlüge, so behaupteten sie, daß es auch nicht wider ihre Verordnungen liefe, wenn die Provinz Paragay dreyßig Pfarrer für die Neophiten in derselben vorschlüge.

Ich bin zwar nicht wegen der drey Pfarrer aus dem Collegium zu Candia unterrichtet, aber es ergiebt sich doch aus dem Texte, daß die Neophiten Mohren waren, die als Erwachsene den christlichen Glauben angenommen hatten, und diese Art von Gemeine schickt sich für die Jesuiten, wie bereits oben gesagt worden. Hingegen sind die Einwohner in Paragay keine

*) Ibid. p. 425.

keine Neophiten, sondern alte Christen, folglich sind diese Pfarren als unschickliche in den Ordensregeln verboten. Ich sage, daß diese Leute keine Neophiten sind, wenn die Jesuiten sie gleich so nennen, weil man diejenigen nur Neophiten nennt, die sich als Erwachsene taufen lassen, keineswegs aber die in der Jugend getauften. Sollte auch einer oder der andre unter diesen Völkern ja erst kürzlich getauft seyn, so könnte dieses doch nicht zum Vorwande dienen, weil ein so kleiner Zuwachs keine Veränderung macht; sonst müßten bey diesen Völkern oft mehr Pfarrer als Pfarrkinder seyn.

Die andre Antwort war, daß die Jesuiten Pfarrer seyn müßten, weil sie sich nicht anders helfen könnten, indem es an Männern fehlte, diese Aemter zu besetzen; denn sowohl die Weltgeistlichen, als die Mönche wären weder tugendhaft noch eifrig genug: es wäre so gut, als wenn man diese neue blühende Gemeinden muthwillig ins Verderben stürzen wollte, wenn man ihnen solche Pfarrer setzte. Man könne ihnen nicht erlauben, sich bey den Völkern dieser Provinz aufzuhalten; deswegen habe der

 Pater

Pater Provinzial Ludewig della Rossa bereits den andern Orden den Eintritt in das Land verboten, auch den Jesuiten bey schärfster Strafe, die sonst nur auf die schwersten Sünden (peccatum mortale) gelegt werden, untersaget, den Mönchen und Weltgeistlichen weder den Eintritt in das Land, noch die Durchreise zu verstatten.

Eben diese Bewandniß, setzten sie hinzu, hat es auch mit den Nonnen. Unser Institut verbietet zwar den Ordensbrüdern aufs schärfste, sich nicht mit Besorgung des Gewissens derselben einzulassen *); gleichwol sind, des strengen Verbots ungeachtet, die Jesuiten die einzigen, welche die wenigen in dieser Provinz befindlichen Nonnenklöster besorgen, dergestalt daß eine gewisse Person von Stande, die sich im Catharinen Kloster zu Buenos Ayres einkleiden lassen,

es

*) Praeterea vetitum est Nostris curam suscipere mulierum religiosarum, vel aliarum quarumcunque, ita vt illarum confessiones audiant, vel ipsos regant, neque ad id cogi possunt, et sicubi opus fuerit, Summus Pontifex rogandus, vt hanc constitutionem infringi minime patiatur. ibid. p. 350.

es nicht erlangen konnte, den Provinzial eines andern Ordens zum Beichtvater anzunehmen, damit man nicht daraus folgern möchte, daß Weltgeistliche und andere Mönche, wenn sie das Gewissen vornehmer und fein denkender Nonnen besorgen könnten, noch viel eher bey den groben, und einfältigen Amerikanern geschickt dazu wären.

Ich kann mit Wahrheit versichern, daß ich zwischen den dortigen Geistlichen, und den in Spanien keinen Unterschied finde, außer daß die dortigen fast noch klüger sind, und mehr auf den äußerlichen Anstand sehen. Man trift keinen einzigen an, der einen ärgerlichen Wandel führte (ich nehme die Schifskapläne aus.) Die meisten sind Doctoren der Theologie, und nicht blos dem Namen nach, oder doch Magistri auf hohen Schulen geworden. Man sieht sie fleißig auf den Kanzeln und in Beichtstühlen, und bemerkt in ihrer Aufführung Bescheidenheit und Klugheit. Das letztere beweisen sie vornehmlich dadurch, daß sie die Verläumdungen der Jesuiten mit Geduld ertragen, und es nicht mit solchen mächtigen Gegnern aufnehmen. Gesetzt aber

auch,

auch, die dasigen Geistlichen wären nicht so gut, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie besser sind, als jene, auf deren sittliche Verbesserung die Kirchenversammlung zu Trident so sehr bedacht war, und daß die Ordensgesetze der Jesuiten vor dieser Verbesserung gemacht sind. Da nun die Geistlichkeit damals eine solche Verbesserung nöthig hatte, und der heilige Ignatius sie gleichwohl zu Pfarrern tüchtig hielte, und deswegen seinen Anhängern verbot, Pfarren zu bekleiden; so läßt sich leicht der Schluß machen, daß er die jetzigen Weltgeistlichen und Mönche in Amerika nicht für unwürdig erklären würde, die Pfarrkinder zu besorgen. Er würde sie vielmehr aus ihrer Unthätigkeit heraus reissen, und sie zur Bekehrung der unzähligen Heyden des Chaco, welche sich in dieser Provinz aufhalten, und der Charruai, Minoani, und Guagnanai, welche um die Mißionen wohnen, abschicken, wenigstens nicht erlauben, daß man sie als Bundsgenossen gegen den König von Spanien, und als Mörder gebraucht, welche den Spaniern das Eindringen in diese Provinz verwehren müssen.

Diese

Diese Pfarren sind also der Deckmantel, darunter die Jesuiten ihre Grundsätze, und ihr weltliches Regiment, darauf ihr Reich hauptsächlich beruhet, zu verbergen suchen; ein Reich, das natürlicher Weise entstehen mußte, und dagegen niemand den Verdacht hatte, daß es unrechtmäßig sey. Denn als die Jesuiten die zerstreueten Indianer in Gemeinen zusammenbrachten, und an ein gesittetes Leben gewöhnten, nahmen sie, ohne sich dabey von ihren Grundsätzen zu entfernen, die Besorgung alles dessen, was unter die geistliche und weltliche Macht gehört, über sich, und legten dadurch, daß sie weder bey jener noch bey dieser nie die geringste Veränderung machten, den Grund zu einem geistlichen monarchischen Regiment.

Fragt man: warum konnten sich aber die Indianer, nachdem sie gesitteter geworden, nicht selbst regieren, wie so viele andre Völker in Mexico und Peru thun? so macht man eben die Indianer, die man als lauter Lycurge und Ciceronen abschildert, so lange es darauf ankommt, die vortrefliche Erziehung und Lebensart zu rühmen, welche ihnen die Jesuiten gegeben, auf einmal zu den einfältigsten Ge-

 schöpfen,

schöpfen, die sich nicht selbst regieren können, und von ganz andrer Beschaffenheit als jene Völker sind: gleichwohl versichern uns diejenigen, welche beyde Theile dieses großen Welttheils durchreiset sind, daß die Amerikaner allenthalben von gleichem Schlage sind, und daß sich, wenn man die Einwohner um Cinaloa und nordwärts von Mexico mit dem Pampas und südwärts von Buenos Ayres wohnenden Völkern vergleichet, der ungeheuren Entfernung ungeachtet nicht der geringste Unterschied findet. Wenn sich also der größte Theil selbst regieren kann, warum sollten auch die in den Mißionen wohnenden dazu nicht im Stande seyn? Die Jesuiten antworten, weil sie Guarani sind. Aber sind denn das auch nicht Guarani, deren geistliche Besorgung die Weltpriester und Mönche im übrigen Paragay haben? sind das auch nicht Guarani, die, wenn sie die Sklaverey kennen lernen, darinn die Jesuiten sie halten, zu den Spaniern flüchten? Wenn es nun diese Guarani so weit bringen, daß sie sich selbst gut aufzuführen, und zu ernähren wissen, wie der Violinist Felix zu Buenos Ayres, der sich und seine Familie durch seinen Fleiß besser als viele Spanier unterhielt,

terhielt, oder wie jener, der nach dem Geständniß der Jesuiten selbst nach Cadix gieng, und durch eignen Antrieb ein kleines Kapital erwarb; warum sollten die Einwohner in Paragay, welche unter den Jesuiten stehen, nach Proportion nicht eben das thun können?

Wenn die Jesuiten bey den Einwohnern nichts als die Besorgung des geistlichen Wohlstandes suchen, warum geben sie denn zu, um den Verdacht andrer Absichten von sich abzulehnen, daß einige Spanische Weltgeistliche in das Land kommen, um die weltliche Gewalt, und dergleichen Dinge zu besorgen, im Fall die Einwohner dieses nicht selbst thun können, oder nicht wollen? Die Jesuiten geben vor, daß dieses nicht ohne Schaden des geistlichen Zustandes geschehen kann, indem bey einer solchen Verwaltung nicht nur die Güter der Einwohner hindurch gebracht werden, sondern auch die Beyspiele böser Sitten, welche unter den Spaniern herrschen, die Einwohner gänzlich verderben würden; deswegen hat man bey so schwerer Strafe verbieten müssen, jene in die Mißionen zu lassen.

Zweyter Abschnitt.

Das Daseyn des Reichs der Jesuiten wird aus ihren Reichthümern und Einkünften bewiesen.

---

§. 1.

Die Einkünfte der Mißionen betragen über eine Million Reichsthaler *).

Die Jesuiten regieren diese Völker, und sind ihre Pfarrer, weil sie sich, wie sie vorgeben, nicht anders helfen können, und weil es an rechtschaffenen Männern dazu fehlt. Sie müssen also wohl einen hohen

*) Wir erinnern hier ein für allemal, daß die Italienische Uebersetzung das Wort Pezzo gebraucht, und hin und wieder dem Römischen Scudo gleich schätzet; da nun ein Scudo ohngefähr so viel ist als ein Species oder Reichsthaler, so haben wir im Deutschen allemal das Wort Reichsthaler für Pezzo gesetzt. Auf ganz genaue Vergleichungen der Münzen kömmt es hier nicht an.

hohen Grad von Eifer und Menschenliebe besitzen, weil sie Aemter übernehmen, die ihrem Stande und ihrem Orden so sehr zuwider sind. Der Pater General Tirso Gonzales sagt: *) „Weil die Verwaltung „der weltlichen Gewalt nicht anders ge„schehen kann, so achte ich es für nöthig, „hiermit ausdrücklich zu erklären, daß „der Superior der Mißionen die General„verwaltung aller Mißionen haben, und „nur dem Provinzial unterworfen seyn „soll„. Hieraus ziehe ich die Folgerung, daß der Provinzial über alles zu befehlen habe, und blos unter dem General stehe, welcher also der König, und der Provinzial der Vicekönig ist.

Wir wollen nunmehr die Einkünfte dieses Reichs überschlagen, zuvor aber das Verzeichniß der Menschen voran schicken, wie sie im Jahre 1751 lebten.

*) Im 2 B. S. 106. der Verordnungen und Briefe der Generale und Provinziale des Ordens.

Völkerschaften oder Gemeinen.	Ehen.	Wittwer.
S. Ignazius Guazu. —	488	18
Nostra Signora de Fe. —	980	7
S. Rosa. —	584	3
S. Jacopo. — —	554	18
Ytapua. —	819	10
Candelaria. — —	540	1
S. Cosmo. —	404	2
S. Anna. —	62	10
Loreto. — —	806	6
S. Ignazio Miri. —	592	5
Corpus. —	881	8
Jesus. —	424	2
Trinita. — —	566	2
S. Giuseppe. —	436	8
S. Carlo. —	431	6
Apostoli. —	450	11
Concezione. —	589	8
S. Maria. —	568	6
S. Xavier. — —	539	6
Martiri —	805	15
S. Niccola. —	1042	3
S. Luigi. —	826	10
S. Lorenzo. —	490	9
S. Michele. —	1405	5
S. Giovanni. —	846	0
S. Angelo. —	1161	23
S. Tommaso. — —	589	12
S. Borgia. —	650	25
La Croce. —	652	10
Yapeyu. —	1669	15
S. Giovacchino. —	151	5
S. Stanislao. —	268	0
In allen	21267	269

Wittwen.	Junggesellen.	Mädchen.	Seelen.
172	542	564	2272
210	1145	1332	4614
122	711	673	2677
184	996	810	3916
211	697	816	3372
134	422	453	2090
121	297	237	1465
136	1208	1905	4573
94	823	889	3424
173	636	671	2669
126	1164	1135	4213
62	480	462	1854
141	586	469	2330
149	561	510	2100
157	325	361	1711
144	540	570	2165
147	598	611	2542
85	564	226	2317
64	358	406	1912
53	761	737	2176
285	1014	1067	4453
158	888	945	3653
60	348	438	1835
278	1919	1942	6954
92	930	846	3560
150	1419	1272	5186
245	692	705	2832
467	869	889	3550
215	449	430	2408
432	1539	1622	6926
7	240	261	815
0	0	0	1063
5074	23721	24254	97582

In

In dem Verzeichniß, welches der Provinzial Joseph Barreda dem Könige im Jahre 1752 übergab *), belief sich die Anzahl auf neun und neunzig tausend dreyhundert und neun und dreyßig Seelen, ohne die beyden letzten Völkerschaften von S. Giovacchino und S. Stanislao, und mit diesen auf hunderttausend zwölfhundert und siebzehn. Folglich kann man ein Jahr ins andre hundert tausend Seelen rechnen. Das Verzeichniß giebt ein und zwanzig tausend zwölfhundert sieben und sechzig Ehen, also fünf und vierzigtausend zweyhundert vier und siebzig verheyrathete Personen beyderley Geschlechts an. Die Alten, Schwachen und sonst untüchtigen abgerechnet, bleiben doch wenigstens vierzig tausend Personen, die arbeiten können; von den fünftausend vier und siebzig Wittwen vier tausend, und von den zweyhundert neun und sechzig Wittwern zweyhundert. Von den sieben und vierzig tausend neunhundert fünf und siebzig Unverheyratheten, nehmen wir die Hälfte als unbrauchbar an: (welches sehr reichlich gerechnet ist, weil Mannspersonen nicht vor dem siebenzehnten Jahr, und

*) In der Vorstellung vom 19 Julius 1753.

und Mädgen, nicht vor dem funfzehnten Jahr heyrathen, und gleichwohl vor dem siebenden Jahr zu allerley Verrichtungen gebraucht werden,) diese machen drey und zwanzig tausend neunhundert sieben u. achtzig aus: dieses beträgt zusammen genommen, acht und sechzigtausend einhundert sieben u. achtzig, zur Arbeit tüchtige Personen, und die übrigen bis hundert tausend fallen weg. Wenn wir diese Zahl festsetzen, darnach die Einnahme und Ausgabe berechnen, und auch annehmen, daß übrigens gar keine Goldbergwerke im Lande anzutreffen sind, sollte nicht der Profit von dem Verdienst einer solchen Menge arbeitsamer Hände, in einem weitläuftigen und ungemein fruchtbaren Lande, unter der Aufsicht und Anführung der Jesuiten, allemal sehr beträchtlich seyn? Wir wollen sehen, wie hoch sich die Einkünfte ohngefehr belaufen können.

Wir fangen mit der vornehmsten Einnahme, nämlich den Häuten an. Ich rede jedoch nicht von dem, was itzt in jeder Gemeine geschlachtet wird, nachdem ein Stück Landes an Portugall abgetreten ist, u. die Jesuiten sich genöthigt gesehen, weniger Fleisch

und statt dessen allerley Hülsenfrüchte, Wurzeln und Kräuter zu geben. Zuvor wurden für die hin und wieder zerstreut wohnenden Familien, für die Pfarrer und in der Gemeine wohnenden in den grössern Völkerschaften oder Gemeinden, z. E. in der von Yapegiu und St. Michael, wöchentlich über zweyhundert Stück Schaafvieh geschlachtet, in den mittelmäßigen als St. Anna, St. Nikolaus, und St. Angelus über hundert und achtzig, und in den kleinsten über hundert. Im Durchschnitt kann man gewiß hundert fünf und zwanzig Stück für jede Gemeinde annehmen, welches im Jahr zweymal hundert und ein und neunzig tausend Stück, oder eben soviel Felle beträgt.

Die Jesuiten essen dieses Fleisch nicht, sondern Kuh und junges Kalbfleisch, und die Indianer bloß Stiere und junge Ochsen. Nun rechne ich lange nicht alles, auch nicht das was gahr gemacht wird, sondern zum Verkauf außer Landes nur hundert u. fuvfzig tausend Stück alte Ochsenhäute, denn die Kuh- Kalb- und jungen Ochsenhäute, werden im Lande für die Einwohner verbraucht. Der Transport von Santa Fe und Buenos

nos Ayres kostet den Jesuiten nichts, weil die Indianer solchen mit ihren Schiffen besorgen, und ihre Nahrung ist gesalznes Fleisch, welches sie bey sich führen, im Fall sie kein frisches unterweges finden; überdieses ist das Fleisch hier sehr wohlfeil. In den beyden dazu bestimmten Magazinen gilt jede Ochsenhaut zwey und einen halben Reichsthaler, folglich machen obgedachte hundert und funfzig tausend Häute, einen Werth von dreyhundert fünf und siebzig tausend Reichsthaler.

Wollte man einwenden, daß ich die Anzahl der geschlachteten Schaafe zu groß angegeben, so kann ich solches mit wirklichen Beyspielen beweisen; denn wir andern in Uragay wohnenden Spanier, sind bey weitem so zahlreich nicht, als eine in obigem Verzeichniß angegebne Gemeinde, nämlich die schwachen und starken, im Durchschnitt genommen; wir essen nicht bloßes Fleisch wie die Indianer, sind auch lange nicht so gefressig, indem vier Indianer, wenn sie Zeit dazu haben, in einem Tage ein ganzes Schaaf verzehren, gleichwohl finde ich, daß dem Hauptmann Clemens Lopes im Generalquar-

ralquartier zu St. Borgia im May 1759 über zehntausend Stück große und fette Schaafe angewiesen worden, und daß solche zu Ende des Jahrs beynahe verzehrt waren. In der Gemeinde zu St. Nikolaus sind kaum hundert und funfzig Spanier, die Brod und allerley Gartengewächse, Wurzeln, Obst, Fische und Vögel essen, nichts destoweniger werden monathlich über hundert Schaafe geschlachtet.

Wir wollen hören, was der Pater Provinzial Anton Machoni sagt *): „Da „einige Gemeinen, die ihre Etablissements **) gut in Acht nehmen, und bey „denen sich das Rindvieh stark vermehrt, „mir vorgetragen, daß sie, wenn man „ihnen in diesem Jahr einmal mehr Stück „Kühe geben wollte, als sie sonst zum jährlichen Bedürfniß erhalten, sich anheischig „machen, künftig keine weiter zu verlangen, weil sie durch die Zucht von diesen, „und denen, die sie bereits hätten, mehr „auf-

*) Verordnungen und Briefe der Pater Generale und Provinziale. B. 1. S. 194.

**) Im Lande Estancias genannt.

„aufziehen würden, als sie gebrauchten:
„so habe ich mit Genehmhaltung der Pa-
„ters der Junta beschlossen, daß unter den
„vorgeschlagenen Bedingungen die Ge-
„meinen von St. Ignatius Miri, von
„Loreto und von St. Carl vierzigtausend,
„von der Conception zehntausend; die von
„St. Ludwig und St. Angelus jede funf-
„zigtausend bekommen sollen. Ich ver-
„muthe nach reifer Ueberlegung, daß die
„beyden Gemeinen von Yapegiu und
„St. Michael, in wenig Jahren keine Kühe
„mehr werden abgeben können, wenn man
„jährlich vierzigtausend Stücke davon
„nimmt, um andern Gemeinen damit
„beyzustehen; denn wenn man beständig
„von den Heerden wegnimmt, und nichts
„hinzuthut, so können sie nicht lange be-
„stehen.„

Wenn vierzig tausend Stück nur eine jährliche Beyhülfe waren, welche diese beyden Gemeinen andern abgaben, und wenn die wenigen Gemeinen, welche für ihre Heerde und die Zuzucht sorgten, jährlich drey und [illegible]nzigtausend Kühe zuzogen, so gebe ic[illegible] bedenken, ob die obige

Angabe von dem Vieh, das jährlich geschlachtet wird, zu stark ist.

Von dem sogenannten Kraut von Paragay werden jährlich, wie ich unzehligemal von den Jesuiten selbst gehört habe, über sechzig tausend Arroben, welche anderthalb Millionen Pfund betragen, gesammlet. Einen Theil bekommen die Arbeiter zum Lohn, und in manchen Gemeinen bekommt nicht einmal ein jeder etwas. Da die Portionen aber sehr klein gemacht werden, so ist eine Arrobe (zu 25 Pfund) auf jeden Tag sehr reichlich gerechnet, und mit vierhundert Arroben im Jahr werden die stärksten Gemeinen, wo am meisten verbraucht wird, bestritten. Die Rechnung ist zuverlässig, daß der ganze Aufwand im Lande noch nicht zehntausend Arroben beträgt, und daß in jedem der beyden Magazine zu Santa Fe und Buenos Ayres, ohngefehr fünf und zwanzig tausend Pfund, gebracht werden. Von der einen Art dieses Krauts, nämlich dem sogenannten Palos, gilt die Arrobe, das Pfund derselben zu sechszehn Unzen gerechnet, ein Jahr ins andre, ein und einen halben Reichsthaler, von der andern Caa-Mini zwey und einen halben Reichsthaler,

thaler, oder die meiste Zeit drey Reichs-thaler. Da dieses Kraut ein Drittel mehr gilt, als das Palos, welches man den Indianern giebt, so kann man den Gewinn an den übrigen funfzigtausend Arroben, über hundert und zwanzigtausend Reichsthaler rechnen.

Die Einkünfte von der rohen, gesponnenen, und verarbeiteten Baumwolle, vom Honig, Wachs, Zucker, Tabak in Blättern, jungen Pferden, Mauleseln, und allerley verfertigten Waaren, will ich nach Abzuge dessen, was im Lande selbst verbraucht wird, nur sehr geringe anschlagen, und auf hundert und zwanzig tausend Reichsthaler rechnen. Folglich steigen die sämmtlichen Einkünfte des Jahrs auf sechsmal hundert und funfzehn tausend Reichsthaler.

Wenn die Jesuiten, die dergleichen Entdeckungen freylich nicht gerne sehen, einwenden wollten, daß sie zu hoch angegeben sind; so will ich sie auf eine andre Art, wogegen sie nichts einwenden können, überführen. Der Pater Superior, in den Missionen, Matthias Strobel, sagt in einem Briefe an den General-Prokurator Arrogo *),

 „bloß

*) Datirt zu Candelaria, den 20 Decemb. 1752.

„bloß die unbeweglichen Güther, welche „diese sieben Gemeinen verloren hätten, „betrügen eine Million Thaler.„

Der Pater Ladislaus Oros, Consulent der Provinz, und Vorgänger des gedachten Arrogo, schreibt an den Beichtvater der Kayserinn*): „Das was man mit leichter „Mühe von den Indianern erhält, kann „man zum allerwenigsten auf dreyßig „Millionen **) rechnen.„

Wenn man diese unbeweglichen Güter, (denn die beweglichen, und das was lebt, wird ihnen nicht genommen), ferner die Gebäude, nämlich Häuser und Kirchen rechnet; so wird man bey einem sehr leichten Anschlage jede Gemeine eine in die andre, auf hunderttausend Thaler schätzen können, ausgenommen die Gemeine von St. Michael, deren Kirche allein hunderttausend Thaler werth ist. Ich will alle sieben Gemeinen zusammen eine Million anschlagen, und die andern zwey und dreyßig auf vier und eine halbe Million; so werden die sämmtlichen nutzbaren unbeweglichen Güther aller Gemeinen über hundert und zwey

*) In einem Briefe von Cordova von 22 Octob. 1753.

**) Pezzi d'argento di pluta.

zwey und dreyßig Millionen werth seyn, weil die obgedachten sieben Gemeinen allein über dreyßig Millionen geschätzt werden. Da nun diese Güther durch acht und sechzig tausend Arbeiter unter der Aufsicht der Jesuiten genutzt werden; da die Arbeit nicht nach dem Tagelohne bezahlt wird, da die Unterhaltung und Kleidung der Arbeiter wenig oder nichts kostet, und durch ihren Schweiß verdient wird: sollte man den Profit nicht auf drey Procent rechnen, und die sämmtlichen Einkünfte zu vier Millionen anschlagen können?

Man wird vielleicht einwenden, daß der Anschlag des Pater Consulenten auf dreyßig Millionen übertrieben sey. Ich will es zugeben, ob er gleich sagt, daß es aufs niedrigste geschätzt sey, und die Hälfte nachlassen, so bleiben doch noch zwey Millionen Reichsthaler für die Einkünfte von den nutzbaren unbeweglichen Güthern, die Häute, das Leder, und die Nutzung von lebenden Thieren ungerechnet. Ja, ich will auf Verlangen noch mehr herunter lassen; und wenn man mir einräumt, daß der obige Anschlag der Einkünfte von Häuten u. s. w. auf sechsmal hundert und funfzehn-

tausend Thaler zu niedrig sey, zugeben, daß der Ansatz von zwey Millionen noch viel zu hoch sey, und sich gar nur auf eine Million erstrecke.

§. 2.

Die jährlichen Kosten, welche von dieser Einnahme abzuziehen sind, betragen ohngefehr nur zwanzigtausend Reichsthaler.

An Kosten sind erstlich fünftausend Reichsthaler abzuziehen, welche als eine Abgabe in die königliche Kasse kommen. Die Summe sollte zu einem Thaler, von der Person gerechnet, weit grösser seyn; da aber die Pfarren überhaupt nur vierhundert sechs und sechzig Thaler, und alle Weibspersonen gar nichts geben, und die Jesuiten für die Caciken, Gerichts- Kriegs- und Kirchenbedienten, für die, welche unter zwanzig und über funfzig Jahre sind, soviel ihnen beliebet, abziehen: so bleiben dem Könige von den fünftausend Thl. kaum dreytausend Thl. übrig. Sagt der Pater Prokurator, daß die Heerden sehr gelitten haben, oder daß die Felder durch Dürre

sehr

sehr mitgenommen worden; so bekommt der König gar nichts. Wir wollen aber die ganze Summe doch in Ausgabe bringen, als wenn sie wirklich alle Jahr bezahlt würde.

Ferner ziehen wir fünf tausend Thl. ab, für den Ankauf des zu den Gebäuden und andern Kleinigkeiten benöthigten Eisens; die letztern werden hauptsächlich als Prämien ausgetheilt, z. Exempel, Messer, Zangen, Nadeln, Paternoster, gläserne Kronen 2c.

Zum dritten ziehen wir eine gleiche Summe für Kleider und Wein der Missionarien ab. Die Kleidung kostet ein geringes, der Mantel nutzt sich wenig ab, so wie auch der lange Rock. Der Leibrock von Tuch wird nur an sehr feyerlichen Tagen getragen, und ist von bunter Baumwolle nach der gemeinen Mode. Wein bekommt jede Gemeine wöchentlich eine Flasche, und der Wein von Mendoza gilt die Flasche einen Thaler. Alles übrige liefert das Land im Ueberfluß; so daß ich glaube, daß jeder Missionar im Jahr nicht über achtzig Thaler ausgiebt, und daß fünftausend Reichsthaler für alle genug gerechnet ist.

Bisher betragen alle Kosten der Ausgaben, nur funfzehntausend Thl. Wozu wird nun das übrige von einer Million Einkünfte verwendet?

Der Pater Provinzial Barreda, weiß gar listig zu sagen, daß sie sämmtlich auf die Kirchen verwendet werden *): „Theils „aus Eifer, theils aus Nothwendigkeit „pflegen sie (die Paters, welche Pfarrer „sind), sich unvermerkt in allerley ökono„mische Geschäfte zu mengen, die sich „schwerlich vom Handel trennen, und „nicht wohl von den schweren Beschul„digungen freysprechen lassen, die uns „unsre Feinde und Neider vorwerfen: daß „man nämlich zu sehr für die Erwerbung „weltlicher Güter sorget, und darüber sein „eignes und andrer geistliches Wohl ver„absäumet, und daß man unter dem Vor„wand der geistlichen Vorsorge die Neophi„ten, (diesen Namen legt man den In„dianern noch immer bey, ob sie gleich „schon seit hundert und funfzig Jahren „Christen sind), mit unaufhörlichen schwe„ren Arbeiten plaget, an die sie gleichsam

„gebun-

*) Verordnungen und Briefe der Pater Generale und Provinziale. B. 1. S. 308.

„gebunden sind, und zwar oft nur um des
„eitlen Grosthuns willen, weil alle Maga-
„zine angefüllt, und die Kirchen übertrie-
„ben geziert und aufgeputzt sind, und daß
„man endlich so wenig für die armen In-
„dianer sorgt, und ihnen weder hinläng-
„lichen Unterhalt noch Kleidung schafft, die
„sie doch mit dem Schweiß ihrer Hände
„verdient haben.„

Nach dem Vorgeben dieses Provinzials, nehmen die Kirchen und die Unterhaltung der Indianer alle Einkünfte der Missionen weg. Die Unterhaltung der letztern kann es aber nicht seyn, weil das Essen und Trinken im Grunde nichts kostet; denn bey den Schaafen wird nicht das Fleisch, sondern das Fell gerechnet; und die Kleidung besteht aus Baumwolle, welche die Indianer selbst bauen und verarbeiten, bis sie solche auf dem Leib tragen können. Was eine Person davon trägt, ist nicht über sechs Thaler werth, und es bleibt noch ein großer Vorrath für die Magazine zu Santa Fe und Buenos Ayres übrig. Giebt man den Indianern über dieses noch eine Kleinigkeit, so bekommen es die Caciken, oder einige der Vornehmsten, wie der Provin-

zial Ignatius d'Arteaga selbst saget *):
„Eben so wichtig ist auch die Kleidung der
„Indianer, um ihre Blöße auf eine an-
„ständige Art zu decken, welches alles auf
„eine Art geschieht, dadurch man sich die
„Liebe und Zuneigung der Indianer er-
„wirbt. Man wird unsrer Seits auf
„die kräftigsten Mittel denken, um zu ver-
„hindern, daß nicht so viele zu den Portu-
„giesen übergehen, noch sich unter die
„Heerden, noch unter die Wilden, oder in
„die Spanischen Provinzen und Städte
„begeben. Es rührt dieses zwar im
„Grunde von ihrer Veränderlichkeit her,
„es ist aber doch gewiß, daß sie zur Ur-
„sache, warum sie zu den Ihrigen zu-
„rückkehren, oder sonst davon laufen, an-
„geben, oder wenigstens andre so zu überre-
„den suchen, weil sie, wenn sie auch noch
„so fleißig und unermüdet arbeiten, doch
„nicht einmal einen Hut um sich zu bede-
„cken, oder ein Wams, oder Hosen bekom-
„men, welches blos einige der vernehmsten
„unter ihnen erhalten.„ Es kann also
weder die Unterhaltung noch die Bekleidung
der

*) Ebendaselbst in einem Briefe von 6 August
1727.

der Indianer das seyn, was alle Einkünfte des Landes verschluckt.

Zu dem Ende geben die Jesuiten vor, daß die Kirchen das übrige wegnehmen, und machen viel Rühmens von der Pracht, den Zierathen, und dem Geräthe zum Gottesdienst dieser Völker; sie rechnen sogar die Kleider der Kapitularen, und der Tänzer, die doch nur selten, und an den vornehmsten Festen gebraucht werden, unter die Kosten zur Unterhaltung der Kirchen. Um einen Ueberschlag zu machen, so will ich ein Beyspiel, nicht von der zahlreichsten, sondern von einer mittelmäßigen Gemeine geben. In dem Sakristeybuch von St. Angelus, welches dasjenige ist, welches der Pater Provinzial bey den Kirchen-Visitationen allemal nachsieht, und das den Titel führt: Verzeichniß des Geräthes der Kirche und Sakristey, der Tänzer und Kapitularen vom Jahre 1711. war folgendes befindlich *):

„Gearbeitetes Silber. Eine Mon-„stranz mit zwey vergoldeten Deckeln, am „Gewicht drey und eine halbe Mark, das „ist

*) Ebendaselbst. B. 2. S. 1.

„ist zwey und zwanzig tausend sechs hun-
„dert und fünf und siebenzig Römische
„Thaler, die Mark zu fünf und sechzig
„Paul gerechnet *). Sechs silberne Kelche
„mit ihren Deckeln sieben und eine halbe
„Mark. Leuchter mit Schrauben und
„dem Kreuze, dreyßig Mark. Eine Lampe
„mit dem Gefäß achtzehn Mark. Zwey
„Rauchfässer mit Zubehör fünf Mark;
„Ein Waschgefäß, Becher zur Commu-
„nion, und ein kleines Gefäß zum Taufen,
„in allem sechs Mark. Einige Gefäße
„zur letzten Oelung, und zwey Kästchen,
„die Hostie zu tragen.

„Ferner befinden sich daselbst sieben-
„zehn Pfund Silber von Chafalonia zu
„Leuchtern, daran gearbeitet wird, des-
„gleichen eine Monstranz, welche gemacht
„werden sollen, ein kleines Kreuz zwey
„Mark und eine Hostien Schachtel.

„Weiße

*) Hier müssen wohl verschiedene Druckfehler seyn: un marco, eine Mark ist zu fünf und sechzig Paul, welches sechs einen halben Scudo macht, gerechnet, und drey und eine halbe Mark sollen zwey und zwanzig tausend sechs hundert fünf und siebenzig Thaler machen, denn ein Scudo ist ohngefähr ein Reichsthaler.

„Weiße Kleidungsstücke. Drey
„Meßgewande mit dazu gehörigen Män-
„teln von reichem goldenen und silbernen
„Zeuge. Drey dergleichen von buntem
„Atlas, schon gebraucht, und ein sehr
„altes. Ein Meßgewand von Damast.
„Zwey Chorhemden, ein reiches und eines
„von Atlas. Kelchdecken, und Mon-
„stranztücher. Bunte Kleidungsstücke.
„Ein Meßgewand mit dem Mantel von
„Sammt; Zwey von Damast, und
„drey von Atlas und gedoppeltem Taft.
„Ein altes abgenutztes Meßgewand von
„Sammt. Vier Kelchdecken, und Mon-
„stranztücher sehr abgenutzt. Grüne
„Kleidungsstücke. Zwey Meßgewande,
„Mäntel und Chorhemden von geblümtem
„Atlas. Drey Kelchtücher nebst zwey
„Säcken und Monstranztüchern.

„Violette Kleidungsstücke. Vier
„violette Meßgewande. Zwey von At-
„las. Eines von Damast. Zwey alte
„Chorhemden. Zwey Kelchtücher und Mon-
„stranztücher. Schwarze Kleidungs-
„stücke: Ein Meßgewand nebst Mantel,
„und ein altes zerrissenes Chorhemde.
„Zwey Kelchtücher. Vier Monstranztü-
„cher

„cher mit den Säcken. Ein neuer Bal„dachin von geblümtem Atlas. Ein altes „Pulttuch; ein dergleichen von geblümtem „Atlas. Ein mit Helfenbein ausgelegter „Stuhl. Zwey Paar Blumensträuße für „den Altar; Zwey Baldachins, einer von „Helfenbein der andre von Taft. Zwey „Chinesische Tapeten. Zwey Fahnen. „Zwölf Chorhemden. Dreyßig Tücher „zu den Flaschen. Neun Tücher zur Com„munion und fünf zum Altar. Kleider „für die Bedienten. Sechs Röcke, vier „rothe, ꝛc. Drey versilberte Leuchter, „und zwölf vergoldete alte und neue.

„Kleider für die Kapitularen und „Tänzer. Ein Kleid von gelbem Da„mast mit rothen Aufschlägen. Seidene „Strümpfe, ein Hut für den Fahnenträ„ger, und die, welche mit der Proceßion ge„hen. Vier Kleider von Holländischem „Tuche mit rothen Hosen. Viere für die „Kapitains zu Pferde. Hundert von „Baumwolle für die Soldaten zu Fuß. „Ein reiches Kleid für den Vorgesetzten „der Congregation. Acht Kleider für die „großen Tänzer von blauem Tuch, zwey „von Atlas, sechs von Brocat. Für die

„klei-

„kleinen Tänzer vier Taffetkleider, sechs
„von Atlas ꝛc.

„Dieses Inventarium ist nachgesehen
„den 30sten December 1712.„

Anton Carrega.

Auf diese Art werden auch die übrigen von den Provinzialen und Visitatoren nachgesehen und unterschrieben.

Wir merken hierbey an: 1) Daß das Silbergeräthe, wobey nur der innere Werth, nicht aber die von den Indianern selbst gemachte Arbeit angeschlagen wird, noch nicht hundert und zwanzig Mark ausmacht, welche tausend Reichsthaler betragen. 2) Daß man einen guten Theil von den Völkern, die vorher hier wohnten, bekommen hat. 3) Daß wenn gleich in den folgenden Jahren verschiedenes, das bey der Besichtigung des Carrega noch nicht vorhanden war, dazu gekommen, solches doch nicht sehr beträchtlich ist. Zum Exempel in den Jahren 1726 bis 1728 ist nichts weiter dazu gekommen, als sechs rothe Röcke; sechs Handtücher von gemeiner Leinwand, welches zusammen noch nicht sechzig Thaler ausmacht, weil die Handtücher nur sehr schlecht wa-

ren. 4) Daß die Provinzialen beständig verbieten, nichts mehr von dergleichen Sachen anzuschaffen *). 5) Um mich nicht länger bey Kleinigkeiten und Taxirung des Werths von dem übrigen Geräthe aufzuhalten, will ich zugeben, daß das was eine Gemeine oder ein Kirchspiel eingetragen, in den ersten sechs bis acht Jahren nach der Errichtung auf die Kirche und das, was zum gottesdienstlichen Gebrauch erfordert wird, verwendet worden, und daß, nachdem solches nunmehr vorhanden ist, jährlich eine geringe Summe erfordert wird, um das Geräthe und die Kleidungen in gutem Stande zu erhalten, und den Wein zu den Messen, deren täglich meistens ein Paar gelesen werden, anzuschaffen; denn das Räucherwerk, das Wachs

zu

*) Da die Kirchen (heißt es am angeführten Orte B. 1. S. 297.) mit allem wohl versorgt sind, so soll nichts dergleichen gekauft werden, wenn es nicht die höchste Noth erfordert. Eben dieses versteht sich auch von dem Silberwerk, welches allezeit von dem schlechtesten Gehalte seyn muß. Es sollen auch keine reichen Zeuge für die Kapitularen und Tänzer angeschafft werden. So schrieb der Provinzial Anton Macon.

zu den Kerzen, und das Unschlitt zu den Lampen liefert das Land selbst. Für die dazu erforderlichen Kosten rechne ich bey jeder Kirche hundert und funfzig Thaler, welches auf zwey und dreyßig Kirchspiele gegen fünf tausend Thaler beträgt, diese zu den obigen funfzehn tausend Rthlr. hinzugethan, giebt für die sämtlichen Ausgaben der Mißionen die Summe von zwanzig tausend Reichsthalern.

§. 3.

Den Ueberschuß von obiger Einnahme, und die halbe Million von den Collegien und übrigen Mißionen bekommt der Pater General.

Es fragt sich nunmehr, wo das übrige von den Einkünften bleibet, die über eine Million betragen? Ich that dieselbe Frage, wegen des Ueberschusses von den Collegien, an den Pater Rector Alfonso Fernandez in dem Collegium zu Buenos Ayres im May 1756. Er dachte damals noch nicht, daß er einmal Provinzial werden, und noch viel weniger, daß ich künftig die Nachrichten von der Einnahme und Aus-

gabe bekannt machen würde. Seine Antwort dient zugleich zur Auflösung meiner Frage.

„Mein Collegium, sagte er zu mir, „bekommt jährlich von dem Hause zu Areco „zwey tausend Stück Maulesel, welche „hier auf der Stelle für acht tausend „Reichsthaler verkauft werden; soviel „bot heute Allende ein Einwohner von „Cordova dafür: es nimmt sie aber der „Pater General-Procurator der Provinz, „der in Cordova wohnt, auf Rechnung, „um sie in Salta oder Jupus zu verkaufen, wo er dreyfach darauf gewinnt, „ohne daß sie etwas durchzuwintern kosten, „weil sie dort Futter im Ueberfluß haben. „Weil sie aber weit getrieben werden „müssen, so setzt man mir indessen einen „andern Nachfolger im Rectorat: wenn „dieser sein Einnahme- und Ausgabebuch „durchsiehet, so fordert er zwar die „Schuld, sie wird aber langsam, und „auf Termine abgezahlt, so daß sie immer größer und jährlich fast verdoppelt „wird. Wenn nun der Pater Provinzial „zur Visitation kommt, und findet, daß „das Collegium blos an Miethzins für die „dazu

„dazu gehörigen Häuser vier tausend
„Rthlr., eben so viel von der Apotheke, und
„eben so viel für die Felle von der Pach-
„tung einnimmt, und daß die Pachtung
„delle Conche einen Ueberfluß an Rind-
„und Schöpsenfleisch hat; daß ferner die
„Cammer zu Buenos Ayres mit gesalze-
„nem Feisch, Brod, Gartenfrüchten, und
„Holz reichlich versehen ist, ohne der übri-
„gen Pachtungen zu Calera, Quilmes und
„della Maddalena zu gedenken; so macht
„er ein Geschrey, wo die zwölf tausend
„Thaler bleiben, die jährlich eingenommen
„werden. Das Ausgabebuch wird her-
„beygeholt, da sich denn zeigt, daß der
„Wein die stärkste Ausgabe ist, und allein
„funfzehn hundert Reichsthaler beträgt.
„Die vierzig Jesuiten trinken täglich vier Fla-
„schen Wein von Mendoza. Der Zucker
„zum Mato oder Kraut von Paragay
„macht fünf hundert Thaler, für die Kü-
„che fünf hundert Thaler, für die Fasten-
„speisen tausend Thaler, für die Kirchen
„tausend Thaler, für Kleidung tausend
„Thaler, und eben so viel für die Sklaven,
„welches zusammen sechs tausend Thaler
„beträgt. Anstatt obige acht tausend Tha-

„ler für die verkauften Maulesel zu bezah„len, fordert er die sechs tausend Thaler „an Ueberschuß von der Einnahme des „Collegium, unter dem Vorwande, daß „der Pater General sie zu gemeinschaft„lichen Ausgaben und zum Besten des „ganzen Ordens gebraucht.„

Diese Antwort des Pater Alfonso giebt uns den Schlüßel, wohin alles fließet, was von den Einkünften überschießet. Nun ist das Collegium der Assunta noch einmal so reich, als das zu Buenos Ayres, und das große Collegium zu Cordova noch einmal so reich, als jene beyde zusammen genommen, folglich kan man annehmen, daß diese drey zusammen hundert tausend Thaler abwerfen. Die übrigen Collegien zusammen genommen bringen leicht eben so viel, und vielleicht noch mehr ein. Die Mißion der Chiquiti trägt eben so viel, als alle Collegien zusammen. Also ist klar, daß die arme Provinz Paragay dem General des Ordens jährlich eine und eine halbe Million Thaler einbringt. Was müssen die viel reichern Provinzen in West- und Ost-Indien nicht abwerfen? Rechnet man dazu, was die Klöster in Europa vornem-

lich

lich in Deutschland und Pohlen eintragen, so ist vielleicht kein Christlicher Fürst reicher, als der General der Jesuiten.

Der General macht mit einer unumschränkten und fast Königlichen Macht in diesem ansehnlichen Zweig seiner Einnahmen die beliebigen Einrichtungen, und sagt deswegen; weil man sich einmal auch um das Weltliche bey den Indianern bekümmern müsse, so befehle er, daß der Superior der Mißionen der Generalverwalter aller weltlichen Geschäfte seyn, und bloß unter dem Provinzial stehen solle, wie wir oben bereits angeführet haben *).

Dritter Abschnitt.

Beweis daß das Reich der Jesuiten ein Königreich sey, und daß der General als ein König darinn herrsche.

§. 1.

Mit eben der unumschränkten Macht, die der General in Ansehung der Ein-

*) Zu Anfange dieses Abschnitts §. 1.

künfte entweder selbst oder durch seine Provinzialen ausübt, welche als seine Vicekönige anzusehen sind, giebt er auch Gesetze in Ansehung der Civil- und Criminal-Justitz, in Ansehung der Oekonomie, Polizey und des Militarwesens, so wie nur immer ein König in seinen Staaten thun kann. Dies wußte die Welt sonst nicht, und das Manifest des Königs von Portugal erwähnte auch nichts davon: wir wollen sie deswegen davon unterrichten. Was die Civil-Gesetze betrift, so wollen wir hören, was der Pater General Franz Retz davon sagt *):

„Man muß den Völkern auf alle mögli-
„che Weise Einigkeit, Liebe zum Frieden,
„und ein liebreiches Betragen gegen einan-
„der einzuprägen suchen, und alle Streitig-
„keiten unter ihnen von Grund aus he-
„ben, weil sie gemeiniglich der Ursprung
„der Zwietracht und andrer nicht geringen
„Uebel sind. Da ich nun zur Erfüllung
„meines Amts so viel möglich dazu bey-
„tragen will, so beziehe ich mich zuförderst
„auf

*) Verordnungen und Briefe der Generale und Provinziale B. 2. S. 267.

„auf die Verordnungen meines Vorgän-
„gers Tirso Gonzales vom 27sten Oct.
„1691, vom 12ten April 1693 und vom
„4ten Merz 1702, und setze noch ein paar
„Punkte hinzu, die ich für nöthig achte,
„um die Streitigkeiten wegen der Gren-
„zen, Besitzungen, oder der Nutzungen
„beyzulegen, dergleichen jetzo verschiedene
„zwischen den Einwohnern obwalten, oder
„vielleicht künftig unter ihnen oder andern
„entstehen werden. Ich will demnach,
„daß folgendes pünktlich und buchstäb-
„lich beobachtet werde:

„Erstlich, soll jeder Provinzial beym
„Antritt seines Amts nebst den Räthen
„(Consulta) drey der ältesten und klüg-
„sten Männer in den Mißionen von Pa-
„ragay, und eben so viel in den Mißio-
„nen von Uragay ernennen, welche die
„Streitigkeiten untersuchen, und richten
„sollen.

„Zweytens, die in Parana erwählten
„Richter sollen bloß die gegenwärtigen
„und zukünftigen Streitigkeiten von obge-
„dachter Art in den Mißionen in Uragay,
„und die aus den Mißionen Uragay er-
„wählten auf gleiche Weise alle Streitigkei-

 „ten

„ken in den Mißionen in Parana schlichten.
„Sollte aber ein Streit zwischen beyden Völ„kern entstehen, so soll einer von den Richtern
„aus Parana und einer von denen aus
„Uragay Richter seyn, und zwar einer
„über diese und der andre über jene. Der
„dritte Richter ist der Pater Superior,
„der als Vater beyder Völker auf beyde
„mit gleicher unpartheyischer Liebe sehen
„soll. Würde man aber aus triftigen
„Gründen den Superior nicht für schick„lich dazu halten, so soll man den neh„men, der durch die meisten Stimmen
„von dem Provinzial und seinen Räthen
„für den besten und unparteyischsten er„kannt wird.

„Drittens, der Ausspruch der Richter
„muß den Parteyen so gleich bekannt ge„macht werden, und diese haben nicht
„mehr als zween Monate Zeit, vom Tage
„der Bekanntmachung an gerechnet, um et„wanige neue Gründe für ihre Sache, oder
„Documente bey dem Pater Superior an„zubringen, welches aus gleich anzufüh„renden Ursachen schriftlich geschehen muß.

„Viertens, der Superior soll nach Ab„lauf der vorgesetzten zween Monate durch

„eine

„eine sichere Person dem Provinzial, oder in „dessen Abwesenheit dem, den er zum Bevoll- „mächtigten in Cordova gelassen, das Ori- „ginal-Urthel der Richter versiegelt, nebst „allen dazu gehörigen Schriften, Beweisen „und Instrumenten, sowohl die erstern, „als die zweyten, nach dem bereits ver- „faßten Urthel zuschicken.

„Fünftens, der Pater Provinzial, oder „dessen zurückgelassener Gevollmächtigter „soll seine Beysitzer, oder die Räthe der „Provinz, und in sehr wichtigen Fällen, alle „zusammen berufen, die Sache und das „gesprochene Urthel noch einmal untersu- „chen, und einen entscheidenden neuen „Spruch thun. Dieses zweite durch Mehr- „heit der Stimmen abgefaßte Urthel ist un- „wiederruflich, und kann weder durch den „Provinzial, noch durch die Visitatoren, „noch durch irgend jemand anders aufge- „hoben, noch durch einen Vergleich geän- „dert werden, es wäre denn ein offenbar „ungerechtes Urthel, wovon man mir Nach- „richt geben, und die Ursachen schreiben „soll, woraus man das der einen Partey „gethane Unrecht mit Gewißheit schliessen

 „kann,

„kann, und alsdann meine Antwort er„warten. Ich sage mit Gewißheit, um
„die wahrscheinlichen Gründe auszuschlies„sen, deren viele seyn können, wodurch,
„wenn man sich darauf einlassen wollte, die
„Streitigkeiten bis ins unendliche hinaus
„gedehnt werden könnten. Sollten die
„angezeigten Consultoren nicht alle in
„Cordova seyn, oder einer oder der andere
„in die Sache aus gegründeten Ursachen
„nicht mitsprechen können, so sollen von den
„Prokuratoren der Provinz, oder von den
„Lehrern der Theologie im großen Colle„gium, soviele dazu genommen werden,
„und eine Stimme haben, daß wenigstens
„sieben Stimmen herauskommen.

„Sechstens. Dieses letzte Urthel soll der
„Provinzial oder sein Gevollmächtigter, nebst
„dem Urthel der drey ersten Richter, und den
„übrigen dazu gehörigen Papieren, versie„gelt an den Superior der Missionen
„schicken, und dieser wieder an den Pater
„Pfarrer der Gemeinde, zu deren Vortheil
„der Spruch ausgefallen ist. Alles soll
„sorgfältig in den Archiven aufgehoben
„werden, damit der Fall bekannt bleibe,
„und nicht wieder eine ähnliche Streitig-

„keit

„keit entstehe. Rom, den 13 Decembr.
„1732.„ Franz Retz.

Wer, um sein Amt zu erfüllen, andern Macht geben kann, über die Güter der Indianer Einrichtungen zu machen, wer Gesetze geben, Tribunale, Kanzleyen, und einen obersten Rath anlegen kann, wo über die Grenzen, Güter und Habseligkeiten der Einwohner eines großen Landes entscheidende Urthel abgefaßt werden, und sich vorbehält, daß an ihn im Fall einer offenbaren Ungerechtigkeit und eines unrichtigen Urthels appellirt wird, erklärt sich der nicht für den Herrn und Monarchen dieses Landes? Wenigstens weiß ich nicht, ob die Könige von Spanien in ihren Reichen mehr ausrichten, oder ob ihre Tribunale in allen ihren weitläuftigen Staaten mehr Macht haben können.

§. 2.

Der General übet auch eine unumschränkte Macht in Criminalsachen aus.

Aus den Verordnungen des Generals Tirso Gonzales, und seines Nachfolgers Michael

Michael Angelo Tamburini ergiebt sich, daß der General des Ordens, auch eine unumschränkte Herrschaft in Criminalfällen ausübet: Hier sind ein paar Stellen daraus *):

„Die Strafen der Indianer sollen auf „folgende Weise ertheilt werden: Wer Sodomiterey begangen, und das Verbrechen „ist gewiß erwiesen, bekommt drey Monate „Gefängniß, und während der Zeit viermal „fünf und zwanzig Prügel, er bleibt ge„schlossen, und darf nicht anders ausge„hen, als in die Messe.

„Wer einem andern giftige Kräuter oder „Pulver gegeben, und dieser ist davon ge„storben, bekommt als ein Todschläger „ewiges Gefängniß: ist der Tod nicht dar„auf erfolget, so erhält er obige Strafe. „Bey andern Verbrechen, zum Exempel „Blutschande zwischen eigentlichen Bluts„verwandten, oder eines Sohnes mit sei„ner Stiefmutter oder Schwiegermutter, „abgetriebner Leibesfrucht, bekommen die „Verbrecher zwey monatliches Gefängniß, „und während der Zeit zu dreyen malen

„fünf

*) Ebendaselbst B. 2. S. 95. 97. 99. 102. 109. 112 und 113.

„fünf und zwanzig Prügel, und niemals
„mehr als diese Zahl. Allen dergleichen
„Verbrechern wird man wohl thun, ihre
„Aemter auf Lebenslang zu nehmen. Weibs-
„personen bekommen eine ihrem Geschlecht
„angemessene Züchtigung, aber niemals
„schwangere, so lange sie in diesem Zu-
„stande sind: und niemals sollen ihnen
„ohne Erlaubniß des Superiors die Haare
„abgeschnitten werden.

„Giebt ein Indianer in einer andern
„Reduction ein starkes Aergerniß, so soll
„der Aufseher derselben mit Genehmhaltung
„seines Gefehrten, diesen Indianer nach
„der Größe des Aergernisses züchtigen las-
„sen. Die Züchtigung soll aber nicht hart
„seyn, wenn sie nicht beyde einig sind:
„können sie nicht darüber einig werden,
„so wende man sich an den Superior.

„Die Caziken sollen nicht öffentlich ge-
„züchtiget, auch allemal erst zuvor ermah-
„net werden: Die Corregidors, oder
„Statthalter, und die Alcaiden, oder Cri-
„minal-Richter, werden nicht ohne Erlaub-
„niß des Superiors gezüchtiget.

„Bey

„Bey einem schweren Verbrechen, zum
„Exempel Todschlag, soll der Pater
„Pfarrer, des Verbrechers Vertheidi-
„gung entweder selbst führen, oder durch
„seinen Gehülfen führen lassen, aber nie
„den Indianern anvertrauen. Er soll das
„Zeugenverhör zu Papier bringen, und
„wenn alles in gehöriger Form berichtiget
„ist, die Vertheidigung an den Superior
„schicken, welcher die Sache mit seinen
„Consultoren reiflich überlegen, und urthei-
„len muß, ob noch weitere Untersuchun-
„gen nöthig sind. Ist das Verbrechen
„hinlänglich bewiesen, so muß er entschei-
„den, ob der Verbrecher gezüchtiget werden
„soll oder nicht, wie es in der drey und
„funfzigsten Verordnung der Reductionen
„vorgeschrieben ist. Wenn nun alles wohl
„erwogen ist, so soll der Pater Pfarrer den
„Ausspruch des Superiors vollziehen, und
„die Vertheidigung und dazu gehörige
„Papiere im Archiv aufheben, weil sie mit
„der Zeit vielleicht wieder gebraucht wer-
„den können.

„Weil aus der Erfahrung bekannt ist,
„daß die Veränderung des Aufenthals, oder
„die Versetzung aus einer Mission in die

„and-

„andre bey Indianern, an denen andre
„Mittel fruchtloß angewendet worden, ein
„kräftiges Mittel zur Besserung gewesen,
„so soll man sich dieses Mittels, wenn man
„es für gut findet, bedienen, und der Su-
„perior soll insonderheit die flüchtig gewor-
„denen Indianer und die aus den Gebür-
„gen aus Uragay nach Parana oder von
„dem Ufer des einen Flußes an den andern
„versetzen.

„Sollte man bey den Hausbedienten
„schwere Verbrechen, zum Exempel Sodo-
„miterey entdecken, so sollen solche nicht
„nur nach obiger Vorschrift gezüchtiget,
„sondern auch aus dem Hause verstossen
„werden, und nie wieder zurückkehren
„dürfen.

„Die Zauberer, welche an einem Tod-
„schlage schuld sind, sollen, wenn die Sa-
„che wohl untersucht worden, nach Befin-
„den ihre verdiente Züchtigung bekommen.
„Nachdem sie ein Jahr im Angesicht des
„Volks gefangen gesessen, sollen sie soviel
„Prügel bekommen, als man für gut fin-
„den wird, und öffentlich mit Schimpf
„ins Spanische Gebiet gejagt werden.„

Der General Michael Angelo Tamburini milderte die Strafe der starken Züchtigungen, und verordnete deswegen fol„gendes *):

„Ich höre mit Betrübniß, daß die Züch„tigungen, und die Art, mit den unglück„lichen Indianern umzugehen, sehr über„trieben worden, und daß man so arg mit „Ihnen, als die Tyrannen mit den ersten „christlichen Märtirern, verfährt. Es ist „eine wahre Unmenschlichkeit, daß „man die zum ewigen Gefängniß Verur„theilten Tag und Nacht in tiefe finstere „Löcher steckt, an Händen und Füßen „schließt, ohne daß sie ihre Positur verän„dern können, bis sie sterben, und ohne sie „einmal bey der letzten Oelung loß zu„schließen. Während der Zeit, daß sie diese „langwierige Marter ausstehen müssen, „bricht ihnen der Pfarrer auch noch das „Essen ab, so daß manche in anderthal„ben Jahre, andre in zehn Monaten, „und wohl ohne Sakramente gestorben „sind, mit bloßem Haupte und Füssen, und „kaum mit einem Hemde auf dem Leibe. „Man meldet mir ferner, daß der Provin„zial

*) Ebendaselbst B. 2. S. 78.

„zial nicht die Macht besitze, einen, den
„ein andrer Provinzial, oder der Superior
„zur ewigen Gefängniß verdammt hat,
„in Freyheit zu setzen. Ich erkläre also
„hiedurch, daß der Provinzial die Macht
„habe, ihn zu befreyen, wenn er sieht, daß
„er sich von seinen Fehlern bessert, und
„man hoffen kann, daß er bey dieser Bes-
„serung beharren werde. Ich verordne
„auch, daß das sogenannte ewige Gefäng-
„niß nie länger, als zehn Jahre währen
„soll, das Verbrechen sey welches es wolle,
„und daß kein Verbrecher jemals einem
„weltlichen Richter oder Statthalter, er
„sey wer er wolle, überantwortet werden
„soll. Diese Verordnung soll jedem Pfar-
„rer schriftlich zugefertiget werden, damit
„sich keiner mit der Unwissenheit entschul-
„dige, sondern es genau beobachte, keinen
„über zehn Jahre sitzen zu lassen, oder einem
„andern auszuliefern.„

Ich übergehe, der Kürze wegen, andre Verordnungen dieser Art, und erinnere nur dabey, daß Gesetzgeber, welche die Strafe der Gesetze nach Belieben bestimmen, verstärken und lindern, dadurch

F deutlich

deutlich ihre Unabhängigkeit zeigen, und glauben, daß sie Macht dazu haben.

§. 3.

Der General übt gleiche Gewalt in Verbesserung der Polizey-Anstalten aus.

Eine ähnliche Gewalt zeigt sich auch in den Gesetzen des Generals, welche die Polizey und deren Verbesserung betreffen. Ich will nur einige Exempel anführen, daraus man auf unzehlige andre schließen kann, und hin und wieder einige Anmerkungen über die Gesetze machen. Was die Sitten und Gebräuche betrift, heißt es unter andern *):

„Die Mannspersonen bey den Indianern sollen nicht unter siebzehn, und die Weibspersonen nicht unter funfzehn Jahren in den Ehestand treten: es müßte denn eine hinreichende Ursache vorhanden seyn, warum der Superior für gut befände, einem oder dem andern frühzeitiger Erlaubniß dazu zu geben.„ Da aber diese hinreichende Ursache zu frühzeitigern Ehen

*) Ebendaselbst B. 2. S. 12. 14. 74. 94. und 95.

Ehen schon bey den Männern im vierzehnten, und bey den Weibern im zwölften Jahre vorhanden ist (dieses ist auch das Alter, welches die kanonischen und königlichen Gesetze, zumal in einem so warmen Lande vorschreiben, wo beyde Geschlechter frühzeitiger reif und mannbar werden), und sie sich wegen des natürlichen Triebes dazu gerne verheyrathen wollen, wer ist alsdenn schuld an unerlaubten Vermischungen, und andern Sünden, die wahrscheinlicher Weise deswegen begangen werden?

„Die Indianer, sie mögen noch so jung „seyn, sollen nicht genöthigt werden, an „Festtagen für die Spanier zu arbeiten.„ Aber an andern Tagen müssen sie schwitzen, und werden zur Arbeit gezwungen, ob es gleich nicht nöthig wäre; die Ursachen, warum dieses geschieht, hat uns schon oben der Pater Alonso Fernandez gelehrt.

„Die Erfahrung hat gezeigt, daß sehr „große Unordnungen daraus entstehen, „wenn die Indianer ohne Erlaubniß des „Pfarrers, von einer Gemeinde zur andern „übergehen, deswegen wird verordnet, „daß ein Indianer, der zu einer Gemeinde

 „geht,

„geht, von der er nicht ist, ohne sich von „seinem Pfarrer einen Erlaubnißzettel ge„ben zu lassen, so lange in Verhaft ge„nommen werden soll, bis man seinem „Pfarrer Nachricht davon ertheilet.„ Was für neue Ursachen könnte wohl ein Indianer haben, Unruhen bey einem andern Volke anzufangen, die er nicht auch bey dem seinigen hätte? Es entstehen weit grössere Ungelegenheiten daraus, daß die Völker gar keine Gemeinschaft mit einander haben, und daß sie nicht den geringsten Handel und Wandel mit einander treiben können? Wenn also die Indianer wegen einer bey allen Völkern so erlaubten, und gewöhnlichen Sache, nothwendig eine geschriebene Erlaubniß von ihrem Pfarrer haben müssen, worinn sind sie denn von den ärgsten Sklaven unterschieden?

In Ansehung der Feste und öffentlichen Lustbarkeiten heißt es: „Es sollen keine „Komödien und Zwischenspiele, zumal bey „der Nacht, und ausser unsern Häusern „erlaubt seyn, wo Weibspersonen dazu „kommen können.„ Also dürfen in den Häusern der Jesuiten dergleichen Lustspiele angestellt werden, wo sie selbigen zur

Belu-

Belustigung dienen, und wohin keine Weibs-
personen kommen dürfen.

„Die Tänze sollen nie aus mehr als
„vier Personen bestehen, und weder Weiber
„noch Mädgen, noch Mannspersonen in
„weiblicher Kleidung dazu gebraucht wer-
„den.„ Die armen Weibspersonen sind
also nicht nur Sklaven, sondern auch nach
dem Urtheil der Jesuiten dazu verdammt,
zu keiner Zeit in ihrem ganzen elenden Leben
ein Vergnügen zu geniessen.

„Es sollen keine Tänze von Polichinellen
„und Tracagniren erlaubt seyn; (vermuth-
„lich hält man Spanische Tänzer für
„schicklicher.) Das Wettlaufen ist unter
„keinen Umständen, sie mögen seyn, welche
„sie wollen, erlaubt, als am Feste des Hei-
„ligen der Kirche.„ Also auch nicht ein-
mal als eine Freudensbezeugung, wenn der
erste Prinz in Spanien geboren wird. Ein
neuer Beweis, daß man hier keinen andern
König als den General des Ordens erkennt.

„Die Gemeinen sollen sich nicht wechsels-
„weise zu ihren Feyerlichkeiten einladen,
„auch keine Gerüste zum Feuerwerke ma-
„chen, weder Leinwand noch Leder dazu ge-
„brauchen; (dieses wissen sie besser in den

„Magazinen zu gebrauchen) sie sollen keine „Thürme, Geländer, Gerüste und dergleichen errichten, um die königliche Fahne „darauf zu stecken, sondern blos ein kleines „Gerüste von Zweigen.„ Vermuthlich damit sich die Indianer nicht einfallen lassen, daß der Herr dieser Fahne eine größere Person ist, als der Cheruva Guazzu (so nennen sie den General des Ordens) wenn sie das Königl. Wappen so geehrt und erhöhet sehen.

„An keinem Feste oder bey irgend einer „andern Gelegenheit dürfen Perücken oder „falsche Haare getragen werden; fänden „sich dergleichen, so soll man sie verbrennen, damit dadurch künftig kein weiteres „Aergerniß gegeben wird.„ Die Indianer halten durchgehends viel auf ihre Haare, gleichwohl haben die Jesuiten es unter dem Vorwand einer mehrern Reinlichkeit dahin gebracht, daß sie sich solche abschneiden. Ließe man zu, daß sie Perücken oder falsches Haar tragen dürften, die dem wirklichen Haar so gleich sehen, so würden sie sich eben so gut halten, als die Jesuiten, die in einem nachläßigen und schmutzigen Aufzuge erscheinen, deswegen darf die Politik ihnen dieses nicht gestatten.

In den Gesetzen wegen der Moden und Kleider heißt es unter andern: „Man hat „angemerkt, daß die Indianer ihre Haare „etwas länger wachsen lassen, als zuvor, „und daß die Indianerinnen wider alle „Ordnung sich viele elfenbeinerne Rosen„kränze um den Hals hängen, zum Theil „Ohrenringe von Zinn oder gar von Sil„ber tragen, auch wohl den Rand der „Kleidung Typoys genannt mit einer „Spitze oder Band, oder Streifen Leine„wand besetzen. Alles dieses sind Unord„nungen, die zu allerley Unbequemlichkei„ten und Sünden Anlaß geben; es beweiset „die Nachläßigkeit der Pfarrer, welche „diesem Uebel nicht abzuhelfen suchen. „Ich verordne deswegen mit allem Ernst, „für dessen Abschaffung Sorge zu tra„gen, damit bey der nächsten Visitation „nichts von allen solchen Sachen, die „mir ein Anstoß sind, gefunden werde.„

Wir werden noch andre Schwürigkeiten finden, die zu weit größern Sünden Anlaß geben, wenn wir die mit Strafen begleitete Verordnung anführen, welche dieser Provinzial Johann Baptista de Cea in eben diesem Jahre 1719 abließ. Die obgedachte Visitation hatte erst im folgen-

 den

den Jahre unter seinem Nachfolger Joseph Aguir statt, der das einfältige Gesetz des ersteren auf folgende Art veränderte:

„Der größte Theil der Gemeinen welche „den Berathschlagungen beygewohnt, hat „es für etwas sehr hartes gehalten, den „Indianerinnen den Gebrauch der Rosen„kränze von Elfenbein, und der Ohrenrin„ge zu ihrem Putz gänzlich zu untersagen, „und geglaubt, das schlimmste dabey „wäre nur sie von Silber zu machen, ich „verbiete deswegen hiermit nur das letzte, „und erlaube ihnen das übrige, was ih„nen ihre Männer mitbringen, die nach „Buenos Ayres und Santa Fe auf die „Arbeit gehen, wenn es auch ein Hemde „von Leinwand wäre, weil die Männer „solches durch ihrer Hände Arbeit verdie„nen, zumal da man dieses auch nicht „einmal den Sklaven verwehret. Jedoch „wird es den Pfarrern gänzlich untersaget, „daß sie oder ihre Gefährten den India„nern oder Indianerinnen, Europäi„sche Leinwand oder Bänder geben, weil „dieses allerley Folgen haben könnte.„

Dieses Gesetz ward von dem nachfolgenden Provinzial Rillo abermals abgeändert.

dert. „Da man angemerkt hat, daß bey „vielen Völkern die Weiber einige Arten „von Castilianischer Leinwand tragen, „die ihnen die Männer mitbringen; so „verordne ich, daß der Provinzial ihnen „solche wegnehmen, und statt dessen die „gewöhnliche Kleidung geben lasse.„

Ist das nicht ein offenbarer Beweis, daß das Reich der Mißionen nicht von Castilien oder Spanien abhängt, wenn man verbietet, daß von keiner Art von Manufaktur-Waaren etwas aus Castilien in Paragay eingeführt werden soll? Stimmt das mit den göttlichen Gesetzen überein, daß die Jesuiten den Indianerinnen die Tücher, die ihre Männer mit ihrem Schweiß und der Erlaubniß des Procurators verdient haben, wieder nehmen, und ihnen zwar Kleidungsstücke, aber von weit schlechterm Werthe wieder geben? Allein wer hart genug ist, um ihnen alles außer das Essen und die schlechte Kleidung zu nehmen, kann ihnen auch leicht noch das wenige rauben, damit man ja in Castilien nichts von den Völkern merke, die so gänzlich von ihnen abgesondert seyn sollen.

Die Gesetze sagen weiter *): „Die In„dianer dürfen keine langen ofnen Hosen „tragen, die den Leib zeigen, noch die so „fest anschließen, daß man die Form des „Körpers daraus sehen kann; und die Wei„ber keine langen geflochtenen Haare, „die bis auf die Beine hinab hängen, ge„waschen und gekämmt sind, wie bey rei„chen Personen, und was dergleichen mehr „ist, das sich nicht für arme Leute, wie „die Indianerinnen, schicket.„ Wer zwingt sie aber zu einer solchen Armuth, die ärger ist, als sie je Mönche beschwören müssen? Wozu nützt sie, da sie solche nicht verlangen, und da sie kein verdienstliches Werk bey Gott darinn suchen? Warum wünschen die Jesuiten diese Armuth so sehr, und wollen auch nicht einmal einen Schein des Reichthums? Dieses erhellet aus dem, was das Gesetz weiter sagt:

„Es giebt schon viele profane Moden „unter den Indianern, wie die engen Hosen, „welche die jungen Mannspersonen tragen, „die man kaum zuknöpfen kann, und die um „die Knie mit bunten Spitzen besetzt sind.„ „Viele

*) Ebendaselbst B. 1. S. 60. 85. 114. 176.

„Viele halten so viel auf ihre Haare,
„daß sie solche beständig kämmen und putzen
„lassen. Dieses sind alles Ausschweifun-
„gen, die abgestellt werden müssen. Eben
„so wenig dürfen die Tänzer seidene Kleider
„anhaben, welches nicht nur unnütze, son-
„dern auch bey manchen armen Gemeinden
„unbillig ist, indem sie fast nackend gehen,
„und die Tänzer kostbar gekleidet sind. Des-
„wegen befehle ich aufs schärfste, daß für
„die Tänzer keine seidene Kleider, und für
„die Indianer nichts, das einigermaßen be-
„setzt oder mit Knopflöchern versehen wä-
„ren, gemacht werden soll.„

Das heißt so viel, als daß bey allen Ge-
meinen in einem armseligen Aufzuge ge-
tanzt werden soll, gerade als wenn deswe-
gen, daß die Tänzer bey einem Volke in
Seide gekleidet sind, die übrigen, die nicht
tanzen, fast nackend gehen müßten. Wä-
re es nicht billiger und barmherziger, einige
Rollen Leinwand zur Bekleidung der un-
glücklichen Indianer anzuwenden, um de-
ren Blöße zu decken? Man wird vielleicht
sagen, daß der Fehler darinn bestand, die
Baumwolle außer Landes zu schicken, und
seidene Zeuge für die Tänzer kommen zu
lassen,

lassen, welches diese hochmüthig mache, da indessen die übrigen nackend giengen. Allein die Kosten wird keiner der Mühe werth halten, der sich obiger Anzeige von der geringen Ausgabe erinnert. Diese mehrere Ausgabe bey den Tänzen war nur der Kasse des Pater Generals beschwerlich. Wir wollen hören, was ihm mißfiel.

„Mein Vorgänger hatte dem General gemeldet, was er wegen der seidenen Kleider der Tänzer verordnet hätte: dieser billiget es zwar, setzt aber hinzu, es scheine ihm die Erlaubniß Englische, Holländische und feine Segovische Tücher an deren Stelle zu kaufen, in Ansehung der Kosten, und der Eitelkeit derer die sie tragen von einerley Folgen zu seyn, und deswegen sey solche gleichfalls zu verbieten.„ Dieses Verbot erstreckte sich nicht nur auf die Tänzer, sondern auch auf die Kirche. Der General setzt deswegen in eben dem Briefe hinzu:

„Ich habe vernommen, daß der Entschluß zwar in einer Provinzial-Versammlung gefasset worden, den Ankauf kostbarer Stücke für die Kirche als Lampen, Kreuze, Leuchter rc. darinn man in den

Reductio-

Reductionen zu weit gegangen war, zu mäßigen, weil man dadurch den Weltlichen nur Gelegenheit giebt, sich große Begriffe von unserm Reichthum zu machen, daß solches aber nicht besorget worden, sondern daß die Ausgaben vielmehr noch weit höher getrieben werden. Dies verdient Aufmerksamkeit, weil außer obigen Ursachen noch der Schade der Indianer dazu kommt. Ich bitte deswegen, allen Ueberfluß zu vermeiden, und zu befehlen, daß man sich in den Kirchen, blos mit anständigem Geräthe befriedigen soll. Bisher hat der Provinzial bey den Visitationen an beyden Flüssen Berathschlagungen angestellt, und durchgängig hat man gefunden, daß an allen Geräthen, reichen Altarblättern und dergleichen ein großer Ueberfluß ist: ob man gleich eingesehen, daß sich dieses schwerlich ändern lasse, weil die Hinwegschaffung derselben die Gemeinden sehr betrüben würde. Deswegen geht meine Meynung dahin, daß der Superior nicht weiter erlaube, etwas neues kommen zu lassen, weil alle Sakristeyen reichlich versehen sind, und wenn ja etwas kommt, es den Procuratoren zu schicken, die den Gebrauch nicht erlauben,

ben, auch die Seiten-Altarblätter, und die Bedeckung der Stufen des großen Altars abschaffen sollen. Wo welche von Silberblech sind, soll man sie denjenigen Reductionen verkaufen, wo noch keine für den großen Altar anzutreffen sind, und für solche zurechtmachen lassen. Was das Silber anbetrift, so hat mein Vorgänger dem General des Ordens bereits ein Verzeichniß davon überschickt; dessen Antwort muß erwartet, und unterdessen nichts davon angewandt werden, um nach dessen Willen das Ueberflüßige zuvermeiden, welches den Indianern schädlich ist, und nur Gelegenheit geben könnte, ihnen mehrere Abgabe abzufordern, wenn man ihre Kirchen so prächtig gebauet, und mit so reichem Silberwerk geziert sähe. rc.„

Diese Kirchen, und noch viel weniger die Zierrathen und das Silberwerk bekommt niemand zu sehen, wenn die Jesuiten es nicht wollen, also ist das letzte nur ein eitler Vorwand. Wüßte der König von Spanien auch etwas von dem vermehrten Reichthume der Kirchen, so würde er den Indianern deswegen keinen größern Tribut abfordern, und die Indianer

dianer würden auch weder Schaden noch Vortheil von der Erhöhung oder Erniedrigung des Tributs haben, denn man könnte ihnen doch dem ohnehin schon so elenden täglichen Verdienst von der Baumwolle, und was sie sonst bekommen, nicht weiter schmälern. Es fiele also der Schaden auf den, der jenen Befehl alles Ueberflüßige zu vermeiden gegeben, damit die ungeheure Abgabe, die ihm sein Jesuitisches Reich geben muß, nicht geschmälert werde. Doch ich will weiter keine Anmerkungen über diese Gesetze machen; sie mögen gut oder zu was für einem Endzweck sie wollen gemacht seyn, so beweisen sie allemal die Unabhängigkeit, und Königliche Gewalt dessen, der sie giebt.

§. 4.

Die militarischen und politischen Gesetze, welche den Krieg und die Statsverfassung betreffen, sind nicht weniger Beweise der Unabhängigkeit.

Die Unabhängigkeit zeigt sich insonderheit aus den militarischen, und politischen Gesetzen: Es wird bey Anführung der Mittel, die man zur Erhaltung dieses Reichs

bestimmt

bestimmt hatte, noch viel davon vorkommen, wir wollen jetzt nur einige Proben anführen. Hier ist ein Stück aus einem Circularschreiben des Provinzials Ignatius de Arteaga *).

„Ich kann nicht umhin, zu erinnern, daß die Geschicklichkeit und Fertigkeit mit den Waffen umzugehen ein nothwendiges Stück zur Erhaltung, Vermehrung, und Vertheidigung dieser Völker ist, und daß man so sehr es auch von Rom aus eingeschärft wird, die Uebungen in den Waffen fast ganz aus der Acht läßt, außer wenn Visitationen angestellt werden sollen. Sie wissen wenig oder gar nicht mit dem Feuern umzugehen, die Cavallerie, und noch viel weniger die Infanterie in Ordnung zu stellen. Die Infanterie kann man kaum so nennen; sie besteht aus ganz jungen Leuten, ohne Ordnung und Commando, die wie sie sich auf dem Platze finden, zusammen laufen, damit es nur heißt, daß Infanterie da ist. Es ist schlecht, daß man das nicht besser achtet, was Gott doch selbst hochschätzt, indem er sich den Herrn der Heerschaaren nennt, und im dritten Kapitel des

*) Vom 6ten August. 1727.

des Jesaias droht, die Tapfern wegzunehmen, die das Volk vertheidigten. Wenn die Indianer nicht wohl in den Waffen geübt sind, wie will man die Reductionen für die Anfälle der Wilden, der Portugiesen und Spanier schützen? Der Heilige König Ferdinand hielte sehr viel auf die Uebung in den Waffen, und munterte seine Soldaten beständig dazu auf, um im Nothfall abgerichtet zu seyn. Er pflegte zu sagen, die Uebung in den Waffen brächte den Sieg zu wege, und mache den Unterscheid zwischen einem Bauern und einem guten Soldaten. Er gieng selbst in den Krieg, und führte seine Söhne ins Feld, um sie an den Gebrauch der Waffen zu gewöhnen, und seinen Vasallen ein gutes Beyspiel zu geben, daß sie ihm in den Feldzügen zur Ehre Christi und der Kirche folgen möchten. Das ist die Art und Weise, wie die Reduktionen, so viel von uns abhängt, vertheidiget werden müssen.„

Das heißt so viel, die Jesuiten sollen als Könige mit ihren Söhnen den Indianern zu Felde ziehen, um sie an die Waffen zu gewöhnen, und ihren Vasallen ein gutes Beyspiel zu geben, daß sie ihnen

bey ihren Eroberungen gegen ihre Nachbaren, die Wilden, die Spanier und Portugiesen folgen, damit die Beute dem Orden bleibt, und für die Kosten der großen und kleinen Tänzer gerechnet wird, wie es wirklich einige Jesuiten z. E. Luis, Balda, Soto, Skal, Lymp und andre gethan haben. Doch andre mögen über diesen Originalbrief mehrere Anmerkungen machen, wir setzen nur noch hinzu, daß eben der gewissenhafte Provinzial, der es oben für unschicklich und von bösen Folgen hielt, die Haare etwas wachsen zu lassen, Rosenkränze und zinnerne Ohrenringe zu tragen, sich kein Bedenken daraus macht, in der Folge zu schreiben*):

„Nach ausdrücklicher deswegen gepflogener Berathschlagung wird in Ansehung der Mannschaft, die abgeschickt wird, um Kühe aus den Spanischen Heerden am Ufer des Flußes della Plata zu holen, verordnet, daß wenigstens sechs hundert Mann zu Fuß, und eine hinlängliche Anzahl Reuter wohl bewafnet, und unter Anfüh-

*) In den angeführten Verordnungen. B. 2. S. 71 bis 76.

Anführung eines verständigen in Ansehen stehenden Jesuiten abgeschickt werden sollen. Es ist gut, wenn darunter einige Christen von den Guanoi sind, auf daß sie mit den andern Wilden reden, und bey ihnen vorwenden können, daß die Spanier und Portugiesen die Absicht hegen, alle ihre Heerden zu vertilgen, damit sie künftig nichts zu essen haben; daß dieses die lautere Wahrheit sey, weswegen sie den Spaniern kein Gehör geben sollen, als welche sie nur mit Waffen, Kleidern, und dergleichen einzuschläfern, und treuherzig zu machen suchen, u. s. w. „

Hätte der heilige Ignatius selbst wohl ein schöneres Thema ausfindig machen können, um den Wilden bey den Missionsgeschäften darüber zu predigen? Doch wir wollen weiter hören. Zu den Zeiten des Visitators Anton Garriga ward befohlen, sich Mühe zu geben, um einen Theil der Indianer wieder an sich zu ziehen, die bey einer großen Hungersnoth, die einmal die Missionen betraf, durch die Moräste entflohen waren.

„Sie hielten sich, heißt es, in einer Gegend Ybera genannt auf, und seit der Zeit hatte man keinen Fleiß angewandt, sie wieder an sich zu ziehen. Der Superior soll sie deswegen so bald möglich wieder her zu bringen suchen, und zu dem Ende vier bis sechs Indianer von den angesehensten, und darauf man sich verlassen kann, an sie schicken, die ihnen zureden, und alsdenn einen beredten Jesuiten, der sie durch allerley kleine Geschenke bewege. Wollen sie aber nicht mit gutem, so sollen sie durch zweyhundert bewafnete Indianer mit Gewalt dazu gezwungen werden, wie schon mehrmals geschehen ist. Auf was Art es ausgeführt worden, davon wird man mir schon Nachricht ertheilen.„

So verfuhren die heiligen Apostel ehemals nicht; sie gebrauchten weder Waffen noch Geschenke, sondern bekehrten durch den heiligen Geist. Die Nachricht wird vielleicht deswegen verlangt, um durch Erzählungen von den beyden Missionen der Vaccheria und Yberia die Lettres édifiantes zu vergrössern, wie man zu thun pfleget. Wir wollen noch ein paar Stellen anfüh-

ren,

ren, welche die Politik dieses Staats betreffen.

„Innerhalb Monatsfrist nach Bekanntmachung dieses sollen alle Spanier und Mestizzen, die unter einander verbunden sind, aus den Missionen gejagt werden, und kein Spanier, weder ein Weltgeistlicher, noch ein Ordensbruder mit unsern Gemeinen einige Gemeinschaft hegen, oder ihm unter irgend einem Vorwande erlaubt werden, ins Land zu kommen, diejenigen ausgenommen, welche die Statthalter und Bischöfe bey den Visitationen begleiten. Diesen kann man es nicht wehren, ohne eine gänzliche Unabhängigkeit verrathen zu wollen, welches wir gleichwohl zu verbergen suchen. So sind auch die vier Gemeinen in Paragay davon ausgenommen, denen es von den Provinzialen erlaubt ist, mit den andern in Paragay und mit der Stadt zu handeln.„ (Dies geschieht unter dem scheinbaren Bewegungsgrunde, den wir bald werden kennen lernen. Hieraus erhellet, daß die Handlung mit Itapua gehemmt ist, und daß diejenigen, welche die Handlung mit Spanien zu sperren sich berechtiget halten, auch

glauben müssen, daß sie unabhängig von dieser Krone sind.)

„Ich erlaube nur blos um des Nutzens willen, den die Missionen daraus ziehen können, daß der spanische Ingenieur Alfonso Techero, welcher Artillerist in Buenos Ayres gewesen, in das Land gelassen werden soll, damit er einen Weg oder Ueberfarth über den Itu anlege, um die Schiffarth zu befördern. Er soll untersuchen und abmessen, ob es thunlich sey, vom Itu eine Verbindung mit dem Fluß Corientes zu Stande zu bringen, und wenn es möglich ist, solches thun. Zugleich soll er ein oder ein paar Handmühlen verfertigen, und den Indianern zeigen, wie sie damit umgehen müssen; auf die Art wie er dergleichen bey den Spaniern angelegt hat. Jedoch mit der Bedingung, daß er, wenn alles vorbey ist, seines Weges gehe, und sich nicht weiter in den Missionen aufhalte.„

Was für eine Strenge! gleichwohl ist die Ausführung des erstern Projekts schwerer als die Vereinigung zweyer Meere durch den Kanal von Languedok in Frankreich. Ein solcher Mann verdiente vielmehr

mehr Ehrensäulen, anstatt, daß man ihn gleich wegweiset.

„Eben so wenig darf ein Spanier oder „Mestizze, der von Corrientes mit Brief„schaften an die Missionen abgefertigt ist, „ins Land gelassen werden, sondern er soll „an dem Orte bleiben, den ihm der Su„perior anweiset, um wenn er will daselbst „seine Antwort zu erwarten.„ Will er ihn nicht warten lassen, weil die Sachen der Spanier die Jesuiten nichts angehen, so mag er ohne Antwort wieder umkehren. Wegen dieses Hasses gegen die Spanier, und offenbaren Friedensbruchs hatten sie wohl Ursache auf der Hut zu seyn; deswegen heißt es ferner:

„Weil man die ehemalige Gewohnheit, „in den Missionen Pulver zu machen und „allerley Arten von Waffen vorräthig zu „haben, aus der Acht läßt: so verordne „ich aufs schärfste, künftig bey jedem Volk „alle mögliche Mühe anzuwenden, daß sie „wöchentlich einmal mit Feuergewehr „und Wurfspiessen, nach der Scheibe „schiessen, und daß in jedem Volke, zwey „Indianer bestellt werden, die Waffen „rein und ordentlich zu halten; daß

 „ferner

„ferner bey jeder Gemeine wenigstens
„sechzig Lanzen, sechzig Siecheln, um die
„Beine abzuhauen, und tausend Wurf-
„spieße vorräthig sind, die entweder eine Spi-
„tze von Eisen, oder von Bein, oder wenig-
„stens von hartem Holz haben müssen. Es
„sollen auch eine gute Anzahl von Bogen,
„Schleudern und Steinen, und vornehm-
„lich in jeder Gemeine zweyhundert Pferde
„zum Kriegsdienst in Bereitschaft gehalten
„werden. Der Superior soll sich bey der
„Visitation Rechnung ablegen lassen, ob
„das obige auch alles vorhanden, (dies
„ist also ein neuer Punkt des Gewissens-
„Examens, welches der heilige Ignatius
„bey den Visitationen verlangte:) findet
„er eine Saumseligkeit bey dem Pfarrer,
„so soll er ihm für diesen Fehler die ver-
„diente Pönitenz auflegen. Ich verordne
„ferner, daß die Männer und jungen
„Bursche, die über sieben Jahre alt sind,
„Sonntags mit Bogen und Spießen in
„der Kirche erscheinen sollen, und die es
„nicht thun, sollen von den Pfarrern ge-
„züchtiget werden, als welche zu dem Ende
„mit der Liste in der Hand vor der Kirche
„stehen müssen.„

Um

Um diese in der That streitende Kirche zu sehen, mußten die Paters also mit ihrer sonderbaren Rolle, in der Hand da stehen. Eine von diesen militarischen Verordnungen befahl unter andern gewisse Oberaufseher und Kriegsräthe zu ernennen, deswegen wurden folgende dazu bestellt:

„Kriegsaufseher: im obern Uragay, „der Pater Suarez, im untern Uragay „Porras; und in Parana der Pater Ernote. „Kriegsräthe in Uragay die Paters Suarez „und Valaguer; in Parcina die Paters Cal„vigo und Palermo, welchen ich sehr ernst„lich auftrage, daß sie für die Kriegsübun„gen sorgen. Und damit die verlangte „Fähigkeit darinn erreicht werde, so soll „man in jedem Volke ein paar der geschick„testen Indianer aussuchen, welche die „übrigen darinn unterweisen, und diesen „soll man an Festtagen einen mehrern Putz „in der Kleidung gestatten.„

Wenn demnach der General des Ordens aus eigner Macht, und durch seine Provinzialen befehlen kann; wenn er aus diesem Lande die beträchtlichsten Einnahmen ziehet, wenn er Civil- Criminal- und Polizey-Gesetze giebt, Verordnungen, welche die Staatsverfassung und das Kriegswesen

betreffen, bekannt macht, Waffen und Kriegsbedürfnisse anschaffen läßt, Kriegsräthe, Soldaten, Aufseher, Befehlshaber u. s. w. hat, um mit den Nachbarn, sie mögen Wilde, Spanier, oder Portugiesen seyn, Krieg zu führen; wenn er diesen den Umgang und alle Verbindung mit seinen Gemeinen verwehret, so oft er es für gut findet; wenn dieses alles so beschaffen ist, so frage ich, was den Jesuiten noch an der unumschränkten Herrschaft abgeht? Die Antwort wird sich noch mehr aus folgendem Artikel ergeben.

Vierter Abschnitt.

Andre dieses Reich betreffende Umstände beweisen eben diese unumschränkte Herrschaft.

---

§. 1.

Die benachbarten Staaten erkennen das Jesuiterreich für unabhängig.

Es fehlt den Jesuiten weiter nichts, als daß die Nachbarn sie auch für unabhängig erkennen: und diesen Endzweck haben sie größtentheils erhalten. Ihre Nach-

Nachbarn sind zum Theil die Wilden, zum Theil die Spanier und Portugiesen. Die erstern erkennen sie völlig, und ohne Einschränkung für unumschränkte Herrn. Die Spanier in Europa haben sich nicht öffentlich dagegen gesetzt, ob sie gleich die zunehmende Macht der Jesuiten in Paragay, die Unruhen von Antequera, die Briefe des Barrua, und viele andre Dinge angemerkt, und daher sind auch die Unruhen entstanden, weil man sich dieses despotischen Reichs zu bemächtigen suchte. Hingegen hat man von den Portugiesen, und selbst von ihrem Könige Johann V. stärkere Beweise, daß sie die unumschränkte Gewalt erkannt haben.

Um dieses zu verstehen, muß man wissen, daß die in der Gegend von Buenos Ayres wohnenden Spanier, um dem Mangel an Fleisch in dürren Jahren vorzubeugen, und den Stamm ihrer Heerden zu vermehren, seit undenklichen Jahren, viel junges Rindvieh an die nördliche Seite des Flusses della Plata getrieben, welches sich bey der herrlichen Weide außerordentlich vermehrte, so daß das Land schon ganz mit

Rind-

Rindvieh angefüllt war, ehe die Portugiesen noch die Kolonie del Sagramento und die Spanier die zu Monte Video anlegten.

Die Jesuiten in den Mißionen nahmen sich ein eigenmächtiges Recht auf diese Herrden, welche man die Heerden an der Seeküste hieß, heraus; zuweilen schickten sie kleine Haufen von Indianern zu Pferde ab, und holten sich nach Belieben davon so viel sie gebrauchten, ohne daran zu denken, wenigstens die Häute den rechtmäßigen Herren in Buenos Ayres zustellen zu lassen, ob sie gleich Fleisch, Fett und Unschlitt davon hatten. Anstatt dessen machten die Jesuiten mit der Zeit eine Gerechtigkeit daraus; wenigstens schreibt der Provinzial della Rocca im Jahr 1719 an die übrigen Jesuiten folgendes;

„Es ist nur mit zu vielem Grunde zu „befürchten, daß die Spanier, welche sich „zur Weide bey den Heerden an der See„küste einfinden, das Vieh in wenig Jah„ren aufreiben, deswegen verordne ich, „daß alle Völker so viel Vieh davon weg„nehmen als sie nur immer können, so„wohl um ihre eigne Gegend damit zu be„besetzen,

„besetzen, als auch davon unter die Heer-
„den zu bringen, die unter den Pira-
„res errichtet werden sollen.„

Unter die letztern thaten sie nicht mehr als vier tausend Kühe, die ihnen der berühmte Portugiese Christoph Pereira auf eben die Art wieder raubte, wie sie solche genommen hatten. Aber wie viele Tausende, ich will nicht sagen Millionen, holten sie nicht weg, um Heerden in Yapeju, S. Michael und andern Orten zu errichten? Davon sind die darüber entstandenen Processe, welche in Buenos Ayres darüber angestellt worden, und die gerichtlichen Acten ein Beweis. Die Jesuiten brachten es endlich dahin, daß die Originale verbrannt wurden, aber der kluge Richter Johann Martin de Mena hatte die Vorsicht, eine vidimirte Copie davon für sich zu behalten. Man sagt daß er dem Provinzial Quirini die Auslieferung derselben abgeschlagen habe, und deswegen den Verdruß leiden müssen, daß sein Sohn, der bereits Priester war, aus dem Jesuiter Orden verstoßen ward.

Die Jesuiten fuhren inzwischen fort, den nur gedachten Befehl ihres Provin-

zials

zials della Rocca zu vollstrecken. Sein Vorgänger de Cea, hatte die im 4. §. des vorigen Abschnitts angeführte Verordnung gegeben, daß sechs hundert Indianische Reuter mit einem in Ansehen stehenden Jesuiten und einigen Christen aus der Nation der Guanoi abgefertigt werden, und daß letztere die Wilden bereden sollten, man suche Spanischer und Portugiesischer Seits ihnen ihr Vieh zu nehmen, deswegen möchten sie sich nicht durch Geschenke blenden lassen. Dieses Projekt ward pünktlich ausgeführt, und der in Ansehen stehende Jesuit that mit seiner kleinen Armee den Portugiesen der Kolonie noch in demselben Jahre 1719 einen erstaunlichen Schaden, indem er von den Herrden so viel tod schlug und wegtrieb, als es ihm beliebte.

Die Sache ward dem König von Portugall als sehr wichtig vorgebracht; dieser nahm ein solches Verfahren sehr übel, und beschloß dringende Beschwerden darüber zu führen. Aber an wen wandte er sich? Er hätte sich freylich an den König von Spanien wenden müssen, wenn er ihn für den Herrn der Indianer und der Jesuiten

gehalten hätte. So aber brachte er seine Klagen an dem Hofe des Profeßhauses zu Rom vor, und beschwerte sich bey dem General des Ordens Tamburini darüber. Dieses erhellet aus dem merkwürdigen Briefe *), den wir hier einrücken wollen.

„Ich habe vernommen, daß einige Un„terthanen aus der Provinz, welche ver„muthlich aus den Reductionen am Fluße „Paragay oder della Plata sind, die un„ruhigen Indianer aufgehetzt haben, die „Vasallen des Königs von Portugall, die „an demselben Fluße wohnen, und vor„nemlich die Einwohner der Kolonie vom „Sakrament zu beunruhigen. Ich kann „nicht unterlassen, Ew. Ehrwürden darüber „meinen Unwillen zu bezeugen, zumal da „der König von Portugall dieses Verfahren „sehr ungnädig genommen, und unmit„telbar bey mir Beschwerde darüber zu „führen geruhet hat. Wären solche nicht „so sehr gegründet, so könnte ich es mir „nicht einbilden, daß die unsrigen „solche Ausschweifungen begehen, und „sich zu Anführern und Stöhrern der Ru„he

*) In den Verordnungen und Briefen. B. 1. S. 231.

„he aufwerfen würden. Da es höchst
„wiedersprechend ist, daß die Diener
„des Evangeliums, welche Friede und
„Eintracht predigen sollen, Stöhrer der
„öffentlichen Ruhe sind, ohne einmal zu
„gedenken, wie viel Verbindlichkeiten der
„Orden der Krone Portugall hat, so tra-
„ge ich Ew. Ehrwürden auf das ernstlich-
„ste auf, allen Superioren in den Mißio-
„nen zu befehlen, ein wachsames Auge
„auf ihre Untergebenen zu haben, und ih-
„nen zu verbieten, solche gefährliche wider
„den öffentlichen Frieden und die christli-
„che Liebe laufende Grundsätze zu hegen,
„wenn die Indianer auf ihr Anstiften sollten
„bewogen worden seyn, die Einwohner der
„Kolonien oder irgend einige unter Portu-
„giesischer Bothmäßigkeit stehende Länder zu
„beunruhigen. Sie sollen vielmehr, wenn
„sie bey den Einwohnern und Unterthanen
„der Reductionen eine Abneigung zum
„Frieden und Einigkeit vermerken, ihr
„ganzes Ansehen anwenden, um die un-
„ruhigen Gemüther zu besänftigen, ver-
„möge des Amts, das ihnen Gott aufge-
„legt hat, da er sie zu Dienern des Evan-
„geliums erkohren, und um sie in Zaum
„zu

„zu halten, damit alle Feindseligkeiten und
„Beleidigungen gegen die Portugiesen ver-
„mieden werden. Eu. Ehrwürden wer-
„den sehen, ob es nöthig ist, um diese Ver-
„ordnung desto genauer zu beobachten,
„eine Strafe auf die Uebertretung zu setzen:
„ich hoffe aber, daß es nicht nöthig seyn
„wird, da die Sache schon an sich selbst
„wichtig genug ist. Ich wünsche mit der
„ersten Gelegenheit, die Vollziehung dieser
„Verordnung zu vernehmen. Rom, den
„7ten May 1720.„

M. A. Tamburini.

„Nachschrift. Aus den Specialnach-
„richten ersehe ich, daß obbesagter Einfall,
„wobey Rauben und Morden vorgefallen ist,
„nicht nur auf Anrathen, sondern so gar
„in Gegenwart der Unsrigen geschehen,
„indem ein Jesuit Anführer der unruhigen
„Köpfe gewesen, deswegen ist es nöthig,
„daß die Verordnung in ein geschärftes
„Gesetz verwandelt werde; Ich befehle
„also Kraft des mir schuldigen Gehorsams,
„und bey Strafe, daß es ein nicht zu verge-
„bendes Verbrechen seyn soll, daß keiner
„der Unsrigen weder mit Rath, noch viel-

„weniger mit der That oder mit seiner Per-
„son etwas zur Beförderung solcher Unru-
„hen beytrage, sondern sein möglichstes
„thue, solche zu stillen, und die gegen die
„Portugiesischen Unterthanen aufgebrachten
„Gemüther zu besänftigen, welches in al-
„len Mißionen deswegen bekannt zu ma-
„chen ist.„

Bey Bekanntmachung dieses Befehls drückt sich der Provinzial Aguirre folgendergestalt aus:

„Ob ich gleich weiß, daß die Nachrich-
„ten, welche unserm General Tamburini
„mitgetheilet worden, und welche Gele-
„genheit zu gegenwärtigem Befehl gegeben
„haben, ganz falsch, und sowohl von der
„Wahrheit als von dem gewissenhaften
„Verfahren der in den Mißionen sich auf-
„haltenden Ordensbrüder weit entfernt
„ist, wie ich denn solches auch dem Gene-
„ral berichtet habe, so überschicke ich doch
„Eu. Ehrwürden den Theil des Briefes,
„darinn dieser Befehl enthalten ist, damit
„die Pfarrer solchen zu den andern Befeh-
„len des Generals fügen mögen.„

Warum schrieb wohl der Provinzial den Jesuiten in den Mißionen eine solche gro-
be

be Unwahrheit? Aus keiner andern Ursache, als um dem General Tamburini auszuhelfen, der den Provinzial ohne Zweifel heimlich unterrichtet hatte, wie er hierbey erfahren sollte. Man konnte vermuthen, daß der Hof zu Lissabon den Brief des Generals und die Antwort des Provinzials zu sehen bekommen würde. Wenn letzterer schreibt, daß die empfangene Nachricht ganz unrichtig und wider den wahren Verlauf der Sache sey, so sagt er dadurch, daß die Portugiesen Unwahrheiten vorgegeben, welche das Buch der Befehle und Briefe der Generale und Provinziale freylich nicht in Händen haben, und folglich nicht wissen können, daß der Provinzial de Cea das ganze Unternehmen im Jahre 1719 ausdrücklich befohlen hatte. Alsdann läßt sich nicht mehr daran zweifeln, und alle Ausflüchte sind vergebens. Inzwischen wird durch diesen Vorfall bewiesen, daß der König von Portugal den General des Jesuiterordens für den unumschränkten Monarchein den Mißionen hält, weil er sich mit seinen Beschwerden an ihn und nicht an den Kö-

 nig

nig von Spanien wendet, wie er doch thun sollte.

§. 2.

Die Statthalter dieses Reichs ahmen den benachbarten, sogar in der Musik nach, die sie bey der Tafel machen lassen.

Da die Oberherrschaft der Jesuiten in diesen Staaten von den Nachbarn anerkannt wird, so scheint nichts mehr übrig, um derselben destomehr Glanz und Ansehen zu geben, als daß die Staatsdiener nach dem Beyspiel andrer Reiche, auch unter Trompetenschall Tafel halten. Man ließ es also auch nicht daran fehlen. Dieses soll das Zeugniß des Pater Provinzials Biagio de Sylva beweisen, welcher im Jahr 1707. den zu weit getriebnen Ueberfluß, die niedlichsten Speisen, und das Vergnügen bey den Tafeln der Väter der Missionen also beschreibt*):

„Was ich aber insonderheit einschärfen „will, ist, daß man die leckern Tafeln, wo„bey sich Pauken und Trompeten hören las„sen, eine Mode, die sich in manchen Ge„meinen

*) Ebendaselbst. B. 1. S. 211.

„meinen eingeschlichen, völlig abschaffe.
„Dieses, meine geliebten Mitbrüder, ge=
„braucht eine Verbesserung; es ist ein Vor=
„recht der königlichen Statthalter, sich bey
„der Tafel vorspielen zu lassen; würden
„wir es nachahmen, so möchte man sol=
„ches leicht anmerken, und uns mit Recht
„Vorwürfe machen. Weil das Gehör
„doch aber auch eine Aufmunterung haben
„will, so mögen die Musikanten Arien oder
„Cantaten spielen, und die Singstimmen
„mit Flöten und dergleichen Instrumen=
„ten begleiten, welches eine angenehme
„Gemüthsergötzung verschafft, ohne ein
„solches rauschendes Getöse mit Pauken
„und Trompeten zu machen.„

Wenn wir auch diese Einschränkung an=
nehmen, so bleibt doch allemal gewiß, daß
eine Tafel, die alle Sinnen vergnügt, und
wo die Abwechselung das Gesicht, die gute
Zurichtung den Geschmack und das Gefühl,
die Gewürze den Geruch, und eine sanfte
Musik von Singstimmen, die mit Flöten
begleitet sind, das Gehör reizt, ohne es
mit Pauken und Trompeten zu betäuben,
daß, sage ich, eine solche Tafel nicht mit

der Beschreibung übereinstimmt, womit der Provinzial Barreda oben *) den König von Spanien zu hintergehen sucht, wenn er von der weltbekannten Armuth der Missionarien redet und sagt, daß sie ihr Leben nicht achten, sondern den Barbaren aufopfern, ohne auf einen andern Vortheil, als bloß auf das geistliche Wohl der Indianer zusehen, daß sie wie Anachoreten leben, und unglaubliche Mühseligkeiten, um das Beste ihrer Heerde zu befördern, ausstehen müssen.

Dieses und was noch mehr schönes gesagt wird, stimmt mit der Beschreibung des Paters Sylva schlecht überein, und eben so wenig mit dem, was Barreda hinzusetzt: daß man den unermüdeten Fleiß, mit dem die Jesuiten ihre Indianer unterrichten, als eine unumschränkte Herrschaft auszulegen sucht, wodurch sie diese zu allem, was sie nur wollen, bringen können. Welcher Mensch, der nur einiges Nachdenken und Ueberlegung hat, wird ein solches Betragen anders auslegen können, und sie nicht für Befehlshaber der Indianer halten,

da

*) Im ersten Abschnitt. §. 1.

da sie, um es den königlichen Statthaltern nicht völlig gleich zu thun, doch wenigstens bey ihrer Tafel Singstimmen, ohne rauschende Instrumental-Musik haben? Wir wollen nunmehr sehen, was für Menschen, die unter diesem Regimente stehende Jesuiten sind.

§. 3.

Kurze Nachricht von dem innerlichen Zustande der Provinz Paragay, und der Beschaffenheit der Jesuiten.

Die heilige apostolische Provinz Paragay, besteht aus drey Gouvernemens oder Statthalterschaften: Rio della Plata, Tucuman, und die Direction von Taria mit zwölf Collegien, nämlich die Assumption, Corrientes, Santa Fe, zwey in Buenos Ayres, Cordova, Rioia, Caramarca, Tucuman, Estero, Salta, Tarija; zwey Residenzen in Monte Video und Jucuy: das Seminarium zu Cordova, und über vierzig Gemeinen in den Missionen bey den Garanis, Chiquitos, Mocovies, Abipones ꝛc. Die Anzahl der Jesuiten erstreckt sich etwas über vierhundert, und die Priester aus demselben Orden gegen dreyhundert. Der

Mittelpunkt des ganzen Regiments ist das große Collegium zu Cordova, wo sie auch das Noviziat, und die hohe Schule oder sogenannte Universität haben, und wo der Provinzial sich gewöhnlich mit seinen vier Consultoren, und drey andern aufhält, die keine Stimme in den wichtigsten Fällen haben, aber ihm doch in den Regierungs-Geschäften beystehen.

Dies ist die Eintheilung der Provinz überhaupt, was nun eigentlich die Jesuiten betrift, so sind sie dreyerley. Die erste Klasse begreift ohngefähr hundert Mitglieder; diese sind aus Spanien abstammende aber gebohrne Amerikaner, welche niemals zu den höchsten Ehrenstellen kommen, und die herrschende Partey ausmachen können, eben so wenig, als die von der zweyten Klasse, welche aus wenigen Europäern besteht, die in den Jesuiter-Provinzen in Europa erzogen sind, und sich bey dem General die Erlaubniß ausgebeten haben, nach Paragay zu gehen, weil sie in den irrigen Gedanken gestanden, daselbst die Märtirer-Krone zu erjagen. Die dritte und stärkste Klasse besteht aus Mitgliedern von allen Europäischen Nationen, die in

Europa

Europa gleich bey ihrer Aufnahme für Paragay bestimmt worden. Dieses geschieht auf folgende Weise.

In den Collegien großer Städte finden sich immer armselige junge Mannspersonen, die es für ein Glück halten, einen angesehenen Jesuiten zu bedienen, für ihn allerley Gänge und die niedrigsten Bedienungen zu besorgen, und mit dem, was dem Jesuiten von seiner Kost übrig bleibt, zufrieden sind. Wenn ein solcher Bursche etwas heran wächset, kommt er in der Schule in die Klasse der Grammatik, mit der Hoffnung, einmal nach Indien geschickt zu werden, welches ihm sein Herr für seine Dienste als eine Belohnung verspricht. Zwey bis drey Jahre darauf tritt er in die Klasse der Latinität, welches sein letzter Wunsch war. Inzwischen kommen die Procuratoren nach Madrid, eine Reise, die sie alle sechs Jahre thun, um neue Jesuiten und Missionarien zu holen, und der junge Kandidat sucht unter diese Zahl aufgenommen zu werden, weswegen sich sein Patron alle Mühe giebt, und versichert, daß seine Umstände so wären, daß er ihn längst für seine Provinz aufgenommen hätte, wenn

 des

des Kandidaten elende Kleidung, und schlechte Abkunft ihm nicht ein Anstoß geschienen. Weil er sich nun nicht für ein europäisches Kollegium schickt, und nicht geachtet wird, macht man ihn geschwind zum Novizen, schickt ihn nach Kadix, in das Hospitium des Hafens, und von da wird er mit sechzig andern aus allen Gegenden, wo Jesuiterklöster sind, zusammen gekommenen Rekruten nach Buenos Ayres abgefertiget.

Auf diese Weise werden alle junge Jesuiten für die Provinz Paragay so gebildet, wie sie zu dem dortigen Endzweck seyn sollen: man verlanget daselbst keine solide Frömmigkeit, keine große Gelehrsamkeit und Klugheit, sondern Heuchler und verschmitzte, auf allerley Kunstgriffe abgerichtete Brüder. Den Kopf hängen lassen, mit einer melancholischen, sauertöpfischen Miene einhergehen, heißt Bescheidenheit, und ehrwürdiges Ansehen; eine gezwungene Freundlichkeit und Höflichkeit, wird für Leutseligkeit und Demuth ausgegeben; eine nachläßige schmutzige Kleidung für geistliche Armuth: Verachtung andrer Orden, für Hochachtung seines eignen Berufs:

Ver-

Verstellung nennt man Fürsichtigkeit und Zurückhaltung; Intrigen werden für einen Beweis eines geschickten Kopfes gehalten. Mit einem solchen Grund von Tugend, und einer geringen Kenntniß scholastischer Philosophie und Moral, werden sie tüchtig gehalten, Gehülfen der Pfarrer in den Missionen abzugeben, und dies ist die fernen Probe, ob sie zu Geschäften und Ehrenstellen geschickt sind. Halten sie diese Probe aus, so nimmt man aus ihnen die Pfarrer, die vielen Prokuratoren in den Provinzen Madrid, Potosi, Cordova, Buenos Ayres, in den Missionen dieser letztern Stadt, und in der Assumption, Santa Fe, und Tarika, ohne die besondern Prokuratoren eines jeden Kollegium, und die sich darinn aufhaltenden Patres zu rechnen, welche alle Prokuratoren sind; denn die ganze apostolische Provinz beschäftigt sich mit Besorgung weltlicher Geschäfte, weswegen der Provinzial Lauro Nagno sehr richtig saget: Nach und nach verwandelt sich das apostolische Kollegium mit seinen Küstern, in ein Kollegium von lauter Prokuratoren *).

Diese-

*) Ebendaselbst. B. 1. S. 573.

Diejenigen, welche die Lehrerstellen erhalten, und die wenigen übrigen, die keine Prokurator- und Pfarrstellen bekleiden können, bringen ihr Leben sehr müßig in den Kollegien zu, und hören früh die Beichte der andächtigen Beaten, die sie dadurch an sich ziehen, daß sie solche nach Tische besuchen. Am besten beschreibt uns dieses der Provinzial Simon di Leone *):

„Da unser General Nachricht erhalten, „daß der Jesuiten ihre Besuche bey den „Spanierinnen zu sehr überhand nehmen, „und daß einige die allen Ordensbrüdern „so anständige Ernsthaftigkeit so weit bey „Seite setzen, daß sie die Weiber Du nennen, und sich wieder dutzen lassen, und „er solches sehr mißbilliget, so müssen Eu. „Ehrwürden, dem Willen unsers Generals „gemäß, ernstlich dahin sehen, daß der „Orden, welcher bisher den Namen des „Apostolischen verdient hat, durch solche „Fehler nichts von seinem Glanze verliere. „Der General erinnert ferner, daß sehr häufig gegen die siebzehnte Regel der Priester „gesündiget, und in den Beichtstülen von

„Sachen

*) Ebendaselbst. B. 1. S. 180.

„Sachen geplaudert wird, die gar nicht
„dahin gehören, wie man aus den langen
„Beichten, und aus dem lauten Gelächter,
„das sich oft hören läßt, schliessen kann.
„Ein andrer großer Fehler ist es auch, daß
„sich oft solche Priester in die Beichtstühle
„setzen, die keine Erlaubniß dazu ha-
„ben, viele Beyhelfer der Pfarrer thun
„dasselbe, welches vollends höchst unrecht
„ist. Nachdem der General gesagt, daß die
„Regel selbst dieses hinlänglich bestimme
„und verbiete, setzt er hinzu: ich befehle,
„daß demjenigen, der ohne Erlaubniß
„Beichte zu hören, sich in den Beichtstuhl
„setzt, und mit Weibspersonen redet, eine
„schwere Pönitenz auferlegt werden soll.„

Aus diesem Müßiggange, da man sich weder des Studirens noch der Arbeit befleißet, entstehen zwey große Unordnungen in der Provinz, die ihr besonders eigen sind, nämlich der Handlungsgeist, wovon man ein ganz besonderes Buch schreiben könnte, und der Parteyengeist, da ein Theil immer gegen den andern aufgebracht ist, um diesem oder jenem eine Stelle bey der Regierung des Staats, oder unter den General-

General-Procuratoren, oder in den Mißionen zu verschaffen. Die Fremden haben meistens die Oberhand, und zwar bald die Italiener bald die Deutschen, nachdem der General aus einer dieser Nationen gewesen, den Vorzug gehabt. Unter den Spaniern sind gemeiniglich die Arragonier den Castilianern überlegen, zuweilen haben aber doch die letztern den Rang behauptet, wie vor kurzen durch einen besondern Zufall geschehen, der aber auch machen wird, daß der Sieg nicht lange dauert. Bey einer andern Gelegenheit, da eben dieses geschah, las man an der Thüre des Speisesaals im großen Collegium zu Cordova, wo die größte Gährung war, folgende Pasquinade angeschlagen.

Evanuit ſicut fumus
Il partito Arragoneſe;
Laqueus contritus eſt
Et nos liberati ſumus.

Das bisher gesagte giebt dünkt mich den Charakter der Jesuiten in Paragay genugsam zu erkennen, und zeigt, was es für Apostel sind, die in dieser jammervollen Welt, wie die großen Herrn unter Tafelmusik,

felmusik, und mit vieler Feyerlichkeit speisen. Aus allem erhellet deutlich, daß würklich ein Jesuiterreich vorhanden sey, und das war es, was ich im ersten Theil dieser Schrift beweisen wollte. Im andern will ich dieses noch ferner ausführen, und die Mittel zeigen, wodurch es sich so lange erhalten. Diese Dauer war desto merkwürdiger und bedenklicher, weil dies Reich nicht nur auf Grundsätze gebauet war, die den göttlichen, weltlichen, und canonischen Gesetzen ganz entgegen liefen, sondern auch weil die Jesuiten innerhalb und außerhalb ihres Staats viele Feinde hatten, die sie fürchten mußten, und die ihnen einen gefährlichen Umsturz droheten. Innerlich konnten es die Indianer und die Jesuiten selbst thun; auswärts aber die Spanier und andre Fremde solches bewürken. Wider alles wußten sie durch ihre List diejenigen Mittel zu finden, die ich jetzt anzeigen will.

Fünfter Abschnitt

Mittel, welche die Jesuiten angewendet haben, um ihr Reich gegen alle Kabalen ihres eignen Ordens zu schützen.

---

§. 1.

Erstes und zweytes Mittel: solche Mitglieder in Paragay zu gebrauchen, welche nicht einsehen konnten, worinn das Jesuiterreich bestund oder wenigstens nicht wollten.

Das erste Mittel war, die Pfarren mehr mit Fremden als mit gebohrnen Spaniern zu besetzen. Dies erhellet z. E. aus den sieben Gemeinden, als die Königlichen Völker im Jahre 1756 einrückten; damals waren Pfarrer: zu St. Nicolaus Carl de Tux, zu St. Ludwig Innocentius Herber; zu St. Lorenz Franciscus Lymp; zu St. Johann Ludwig Carletti; Spanier waren nur zu St. Borgia der Pater Mascaro, zu St. Angelus Bartholomäus Pisa,

Pisa, und zu St. Michael Lorenz Balda; als Gehülfen befanden sich dabey Taddeus Enis, Joseph Unger, Johann Gilger, Adolph Skal und viele andre Ausländer mehr.

Der Grund dieser Politik ist, daß sich so viel möglich keiner finde, der eine natürliche Liebe für das Interesse seines Herrn des Königs von Spanien habe: Man giebt also die Pfarren denen, die Unterthanen andrer Monarchen sind. Ein Fremder befindet sich hier in einem Reich, das von seinem Vaterlande weit entfernt ist, und wo er, wenn er seinem Orden nicht getreu bleibt, nicht nur aus demselben gestoßen wird, sondern sich von der ganzen Welt verlassen siehet. Er wird also lieber alles aufopfern, als den Befehlen seiner Obern ungehorsam seyn, um nicht von dem Gipfel des Glücks ins äußerste Elend gestürzt zu werden. Da die Ausländer allemal die stärksten sind, und die Superioren oft aus ihnen gewählt werden; so können die Spanischen Jesuiten nichts ausrichten, wenn sie auch Projekte, die dem Hauptsystem zuwider sind, schmieden wollten.

Diese ganze Einrichtung wird durch den Vorwand bemäntelt, daß, weil Spanien nicht genug Ordensbrüder für beyde Indien liefern kann, man daher Fremde, die Eifer genug zur Ausbreitung des Glaubens besitzen, nehmen müße, und daß man eben diese nach Amerika gebrachten Fremden aus Mangel an Kenntniß der Spanischen Sprache in den Städten nicht sehr gebrauchen könne, und sie deswegen in die Mißionen schicke, wo sie die Guaranische Sprache mit vieler Leichtigkeit lernen. Allein fürs erste, wie machen es denn die andern Mönchsorden, die ihre Provinzen in Amerika doch auch besetzen, ohne deswegen Mitglieder aus Sardinien, Italien, Deutschland, Ungarn, Flandern und Böhmen zu verschreiben? Mangelt es etwa in Spanien an solchen unglücklichen und armseligen Favoriten, die man als Recruten gebrauchen kann? oder warum nimmt man nicht Spanier aus Amerika? Fürs andre, wenn ja der Eifer, den Glauben auszubreiten die Fremden nach Indien lockt, finden sie denn nicht in ihren eignen Ländern ebenfalls ein weites Feld, diesen Eifer gegen allerley Ketzereyen zu beweisen?

Die

Die Ursache, warum diese wunderliche Einrichtung so lange gewährt hat, liegt darinn, daß die Jesuiten durch ihren mächtigen Einfluß alle kluge Veranstaltungen des spanischen Hofes zu vereiteln gewußt haben. Es waren ausdrückliche Verbote da, daß kein Fremder in Cadix nach den Mißionen sollte eingeschift werden. Man stellte deswegen jedesmal im Collegium eine genaue Untersuchung an. Wer getrauete sich aber etwas anzugeben, und dem Orden in Cadix beschwerlich zu fallen, da der Beichtvater in Madrit die ganze Macht in Händen hatte? Es war nichts lächerlicheres, als diese Untersuchung; ich habe eine solche selbst anstellen sehen, da es darauf ankam, ob siebzig Personen wirklich Spanier wären, und kaum der dritte Theil waren es. Ein Deutscher, den man abgerichtet hatte, zusagen, er wäre ein Gallego, konnte das Wort nicht aussprechen, und sagte Galileo. Er paßirte wie die übrigen, und würde paßirt seyn, wenn er auch ein Philister und Samariter gewesen wäre; alles war eine bloße Cerimonie.

Das zweite Mittel der Politik der Jesuiten war, solche Ordensbrüder in die

Mißionen zu versetzen, die blos hier für kluge und gelehrte Leute gehalten werden konnten, die bey den Vorurtheilen ihrer ersten Erziehung blieben, und folglich nichts arges und hinterlistiges bey dem ganzen politischen System, das schon so manche Jahre eingeführt gewesen, und bey dem Betragen so vieler ihrer Vorgänger vermutheten. Ich will meine Gedanken durch ein Beyspiel erläutern, und sehen, ob ich dadurch die Absicht des Ordens deutlich mache. Ich kannte viele Jahre lang einige Jesuiten in Castilien, während der Zeit, daß sie studirten, als den Joseph Quiroga, Dominicus Muriel, Lorenz Casado, Joseph Malilla, Anton Ribera, und Johann Guttierez, welche der Pater Garvia, Procurator von Castilien, alle aus dieser Provinz nahm. Die ersten waren geschickte und gelehrte Leute, und sind es noch; die drey letztern hingegen taugten zu nichts weniger als zu den Wissenschaften, und zu dem was man unter Cultivirung des Verstandes begreift. Gleichwohl sehe ich, daß die letztern in den Mißionen gebraucht worden sind, und daß jene ihr Leben in ihren Collegien in den Spanischen Städten zubringen. Ich habe

be also Grund, zu vermuthen, daß dies die schlaue Maxime derer war, welche die Regierung der ganzen Provinz in Händen hatten.

Man stelle sich einen Pater wie den Michael de Solo mit Peitsche und langen Sporen und einem großen Gürtel um den Leib vor, dessen ganze Wissenschaft darinn besteht, eine Heerde Kühe zu hüten, und hinter drein zu laufen, wenn sich eine verirrt hat, und der an nichts denkt, als an die Weide und an sein Vieh, was würde er wohl ausrichten, wenn man ihm auch ein anders Amt in den Mißionen auftrüge, als daß man ihm bereits gegeben hat? Von dieser groben Unwissenheit redet der General Tamburini, indem er dem Provinzial de Sylva befiehlt, Sorge zu tragen, daß die Paters etwas von der Moral wüßten, wenigstens so viel, daß sie von den Indianern die Beichte hören könnten. Der Provinzial setzt hinzu: *)

„Dem Befehl, welchen der General „mir so ernstlich empfohlen hat, zu Folge

 „verordne

*) Ebendaselbst B. 2. S. 54.

„verordne ich hiermit, daß diejenigen Ordens-
„brüder, die gar zu unwissend in der Moral
„sind, sich einem neuen Examen unterwer-
„fen sollen, und findet sich, daß sie keine
„hinlängliche Kenntnisse besitzen, so soll
„man sie nicht weiter Beichte hören lassen.„
Man kann sich leicht vorstellen, daß Män-
ner, von denen man zweifelt, ob sie das
wenige wissen, was erfordert wird, bey
den einfältigen Indianern Beichte zu hö-
ren, sich in die Untersuchung des geheim-
nißvollen Systems des Jesuiterregiments
nicht einlassen werden. Aber eben deswe-
gen versetzte sie auch der General in die
Mißionen.

§. 2.

Das dritte und vierte Mittel ist, alles mit einem scheinbaren frommen Vorwand zu bemänteln, und ein unerforschliches Geheimniß daraus zu machen.

Das dritte Mittel war, alles was einem
klugen Mißionar sonderbar däuchten konnte,
unter einem frommen Schein zu thun. Man
gab vor, die Indianer müßten z. E. dumm
und

und unwissend bleiben, nichts von den Wissenschaften lernen, weil der Apostel Paulus sagt, das Wissen bläset auf: sie würden bey mehrern Kenntnissen den Pfarrern den schuldigen Gehorsam nicht weiter leisten: die darunter verborgene Politik war aber, sie möchten einsehen lernen, daß man mit ihnen wie mit dem Vieh umgehe, und daß sie in Vergleich anderer cultivirten Nationen die unglücklichsten Geschöpfe auf dem Erdboden wären; sie möchten alsdenn Lust bekommen, sich in einen glücklichern Zustand zu versetzen, und sich an denjenigen, die Schuld an ihrem traurigen Schicksal wären, ernstlich rächen.

Man durfte, hieß es ferner, den Indianern die Verwaltung ihrer Güter nicht lassen, damit sie solche nicht unvernünftiger Weise durchbrächten, und nichts übrig behielten; deswegen bekam der Pater Superior die Generalverwaltung von ihren sämtlichen Gütern und Vermögen, und konnte damit schalten und walten, ohne jemand als den Provinzial zu fragen. Im Grunde war aber die Absicht derer, die diese Einrichtung gemacht hatten, alles zu verschlucken, und die ganzen Einkünfte

 dieses

dieses Jesuiter Reichs ohne den mindesten Abzug an sich zu ziehen.

Man muß, sagten sie ferner, den Indianern allen Umgang, und die Gemeinschaft mit den Spaniern verwehren, weil diese durch ihre verdorbnen Sitten die Neubekehrten, welche die ersten Christen wegen ihres Wandels beneidet haben würden, anstecken möchten: aus demselben Grunde dürfe man sie keinen fremden Priestern und Ordensbrüdern anvertrauen. Der wahre Endzweck war aber, weil man befürchtete, die Indianer möchten durch diesen Umgang ihr Joch abschütteln, und das Reich dadurch in die Hände der Feinde des Ordens gerathen.

Die Jesuiten mußten die Indianer, welche etwas Spanisch konnten, und sich dieser Sprache bedienten, züchtigen, damit sich nicht dadurch allerley Laster und böse Gewohnheiten der Spanier einschlichen. Die darunter steckende List, wird sich unten zeigen. Weil der General besorgte, die Jesuiten selbst könnten leicht Gelegenheit dazu geben, indem ihnen die Erlernung der Indianischen Sprache viel Mühe kostete, so mußte nach der gewöhnlichen Art die Religion

ligion zum Deckmantel dienen, indem er sagt: *)

„Die Vorschrift, daß alle die Sprache „des Landes, darinn sie wohnen, lernen „sollen, gehet auch dahin, daß man sie „mit jedermann vornemlich mit den Mißio„narien rede. Was für einen Gewissens„skrupel die Pfarrer Ursache haben, sich aus „Versäumung dieser Regel zu machen, darf „ich nicht erst weitläuftig beweisen, und „der Eifer Ew. Ehrwürden„ (der General Tamburini schreibt dieses an den Provinzial della Rocca) „braucht weiter keine Er„innerung, um dafür zusorgen, daß ei„nem Fehler, der von so wichtigen Folgen „ist, abgeholfen werde.„

Die Folgen werden sich zeigen, wenn die Spanier einmal, um eine bessere Regierung einzuführen, sich sollten einfallen lassen, die Jesuiten aus den Mißionen zu verjagen: es würde alsdann nicht wohl angehen, weil niemand die Sprache des Landes verstehen wird. Der General hätte vielmehr über die offenbare Ueberschreitung der Königlichen Verordnungen eifern sollen, welche befehlen, daß man die

 Spani-

*) Am angeführten Orte B. 2. S. 78. und 80.

Spanische und Portugiesische Sprache bey allen diesen beyden Kronen unterwürfigen Indianern einzuführen suche. Er könnte sich eher darüber einen Gewissensskrupel machen, daß er die heilige Regel des Ordens über den Haufen stößt, welche verordnet: daß sie zwar die Sprache des Landes, wo sie sich aufhalten, lernen sollen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, es müßte denn seyn, daß es nützlicher wäre, es nicht zu thun. Nun ist die Spanische Sprache, zumal da der Königliche Befehl da ist, sie einzuführen, nicht bloß nützlicher, sondern schlechterdings nothwendig. Folglich hatte der General die größte Ursache, sich ein Gewissen zu machen, daß er die Religion, die Ordensgesetze, ja sogar die Königlichen Befehle mißbraucht und hintenansetzt, um das gottlose System seines Reichs zu bemänteln.

Wie konnte der General, wenn er andere als einfältige oder ihm wenigstens blindlings gehorsame Jesuiten vor sich hatte, sagen, man hätte Ursache, sich aus der Verabsäumung dieser Regel ein Gewissen zu machen, da die Ordensregeln nur

Vorschrif-

Vorschriften, um sich darnach zu richten, aber keines Weges mit einer Obligation verknüpfte Zwangsmittel sind, ausgenommen wenn die Regeln von Sachen handeln, die an sich schon eine Obligation in sich halten? Ein Befehl von ähnlicher Art, ist in demselben Briefe enthalten:

„Weil der Pater Visitator sahe, daß „man die vorgeschriebenen Regeln wegen „der geistlichen Gebäude in den Mißio„nen noch stets überschritt, und daß die „bloßen Verordnungen nichts halfen, so „hat er bey Strafe des verweigerten heili„gen Gehorsams befohlen, daß unsre Ge„bäude, wenn sie in den Mißionen neu ge„bauet werden müssen, nach dem bey sei„ner zweyten Visitation unterm 22sten „Jenner 1713 vorgeschriebenen Riß ge„bauet werden sollen. Ich habe solchen „gesehen, und billige ihn in allen Stücken, „sowohl nach der Länge als Breite der „Stuben dieser Wohnungen. Drey Mo„nate nach obiger Ausfertigung, in dem „Packete vom 4ten April desselben Jahrs, „wird Eu. Ehrwürden denselben Befehl „finden, den ich wegen der nach„her eingelaufenen weitern Nachrichten,

noch-

„nochmals zu wiederholen, mich genöthi-
„get gesehen.„

Ich will den gewissenhaftesten Theologen in die Mißionen reisen lassen, und er soll mir sagen, ob der Hof und die Kammern etliche Fuß schmäler oder breiter zu bauen eine Sache sey, die man bey Strafe des verweigerten heiligen Gehorsams anbefehlen müsse? Wozu nützt also diese Strenge? damit die Indianer keine Zeit mit Bauen verderben, wobey das heilige Officium zu Rom seine Rechnung nicht findet. Auf daß die Jesuiten in Paragay diese List aber nicht merken mögen, so setzt der Provinzial am Schluße des Briefes noch hinzu: „Was mich betrift, so trage ich Eu. Ehrwür-
„den auf, alles den Befehlen unsers Gene-
„rals gemäß, mit der größten Sorgfalt
„befolgen zu lassen, denn der Wille un-
„sers Generals ist auch zugleich der Wil-
„le Gottes.„

Wie wenn aber der Wille des Generals Tamburini ist, daß man den Befehlen des Königs nicht gehorchen soll, welches die heilige Schrift doch den Unterthanen ausdrücklich befiehlt, und wenn die Religion nur ein falscher Deckmantel zur Verbergung

gung der wahren unerlaubten Absicht ist; soll man das auch für den Willen Gottes halten?

Das vierte Mittel ist die äußerst geheimnißvolle Art, mit der das Kabinet zu Rom alles betrieben, indem man jeden Mitgliede und zumal den Mißionarien das wahre System verborgen gehalten, und keinem getrauet hat. Dies war um desto nöthiger, da es Fälle giebt, wie wir oben gesehen, wo man Mitglieder aus dem Orden stößt; es wäre also die äußerste Sorglosigkeit, wenn man den daraus entstehenden Uebeln nicht hätte vorbeugen wollen.

So viel ich habe bemerken können, hält das Kabinet zu Rom noch weit mehr Dinge seines Systems verborgen, als man öffentlich weiß, und als die andern Jesuiten selbst nicht einmal wissen, wenn sie gleich ihre Statuten, und das was im Manuscript in ihren Klöstern herum geht, noch so fleißig lesen. Ich will einen unläugbaren Beweis davon geben. Der Pater Franz Miranda war vorher öffentlicher Lehrer auf der Universität zu Salamanca, Rector des großen Collegium daselbst nnd Provinzial der Provinz Castilien gewesen.

Im Jahre 1736 ward er Aßistent von Spanien, und als er dieses Amt einige Zeit bekleidet hatte, schrieb er an seinen vertrauten Freund den Pater Ludwig di Losada einen Brief, den ich habe lesen hören. Er sagt ihm darinn unter andern im höchsten Vertrauen. „So lange bis ich „nicht hieher kam, und mich von allem „recht unterrichtete, wußte ich nicht, was „eigentlich unsre Gesellschaft war. Die „Regierung unsers Ordens ist etwas ganz „besonders, wovon die Provinzialen selbst „nicht einmal etwas verstehen. Man „muß einen Posten haben, wie ich, um „das Ganze im Zusammenhange einzuse„hen.„

In der Folge werden wir noch mehr Licht in dieser Sache bekommen. Inzwischen erfahren doch einige verschiedenes von diesen großen Geheimnissen, wenn es die höchste Noth erfordert, jedoch allemal auf eine sehr versteckte Art. Die meisten, auch sogar die Vorgesetzten großer Ordenshäuser und Collegien, und ganzer weitläuftigen Provinzen wissen sonst von diesen Geheimnissen gar nichts. Auf diese in dringenden Fällen nöthige Bekanntmachung

derselben,

derselben, bezieht sich folgende Verordnung des Generals Muzio Vitelleschi *). „Ich „habe es in verschiedenen Fällen mit den „Aßistenten überlegt, und befehle zu Folge „dessen, daß, sobald ein Superior eines „Hauses oder Collegium stirbt, einer seiner „vertrauten Freunde alle von dem General, „oder von den Aßistenten oder von dem „Provinzial an ihn geschriebene Briefe in „möglichster Geschwindigkeit, ohne daß sie „irgend jemand lese, verbrennen soll.„ Dasselbe befahl er dem Provinzial Johann Baptista Ferru in einem ältern Briefe. **)

„Wenn es ja nöthig ist, etwas zu sagen, „so kann man doch eine Maaße beobachten, „und Mittel finden, die Sachen so einzu„kleiden, daß doch niemand hinter die rech„ten Geheimnisse kommt.„

Wir werden noch mehr dergleichen Verheimlichungen finden, wodurch man denen, die nicht in Rom am Ruder des Ordens sitzen, die Maximen verbirgt, und alles mit dem Mantel der Frömmigkeit und Religion zudeckt, als wenn Gott es nicht bestrafen

*) Am angeführtem Orte. B. 1. S. 2.

**) Ebendaselbst. B. 1. S. 10.

strafen könnte, daß man die Religion auf eine so unanständige Art mißbraucht. Jetzt sage ich nur soviel, daß das vornehmste Mittel, welches das Kabinet in Rom angewandt, um das Reich in Paragay zu behaupten, die unergründliche Verschwiegenheit war, die es nicht nur gegen diejenigen beobachtete, welche die Befehle ohne die listigen Maximen einzusehen, unmittelbar ausführen mußten, sondern auch gegen die vornehmsten Paters, die man am meisten gebrauchte, damit, wenn ja einer aus dem Orden gestossen ward, oder selbst daraus gieng, niemand von ihm den Schlüssel zu dem ganzen Regierungssystem erfahren möchte. Der Klügste konnte nichts weiter, als muthmaßen, und wahrscheinliche Schlüsse machen: man war aber schon schlau genug, die Stellen in Paragay mit solchen Ordensbrüdern zu besetzen, die nicht Einsichten genug besassen, um Schlüsse zu machen.

Allein bey der wachsamsten Regierung fallen doch zuweilen Nachlässigkeiten vor; dies scheint der Fall zu Ende des vorigen Jahrhunderts gewesen zu seyn. Einige Pfarrer wußten vielleicht nichts von den poli-

politischen Maximen, nach welchen der General die Missionen regierte, oder andere urtheilten, wie kluge Männer zu urtheilen pflegen; sie widersetzten sich da, wo sie recht dazu hatten, und wollten nicht zugeben, daß die Indianer über die Nothdurft arbeiten sollten, damit sich jeder etwas zu seiner eigenen Bequemlichkeit, und für seine Familie erübrigen könnte; sie verlangten, daß jedweder Pfarrer sich um seine Gemeinde bekümmern sollte, ohne sich in die Geschäfte der übrigen, oder von sonst jemand zu mischen. Keinen tödlichern Streich konnten sie dem Regiment zu Rom versetzen; kaum entdeckte man solches daselbst, entweder weil die Einkünfte abnahmen, oder durch die Spionen, so fuhr der General Gonzales mit folgendem Befehl an den Provinzial Lauro Nunnez heraus*):

„Ich lobe den Eifer verschiedener Mis„sionarien nicht, und kann ihn nicht loben; „sie suchen zwar ihren Indianern beyzu„stehen, es scheint aber, als wollten sie „einen eignen Staat für sich formiren, wo „alle ganz Herrn sind, wo keiner für den „andern

*) Am angeführten Orte. B. 1. S. 171.

„andern arbeiten darf, und wo ein jeder
„eignes Vermögen und Grundstücke hat,
„vermittelst welcher er weiter keiner Hülfe
„bedürftig ist.„

Diese Worte verbergen auf der einen Seite, denen die um das Geheimniß nicht wissen, die wahren Absichten des Generals, und zeigen auf der andern, wie wachsam er ist, daß solche vollkommen erreicht werden. Mit welcher Falschheit giebt er nicht das für Unordnung und Ausschweifungen aus, was doch nach der Billigkeit und Ordnung ist? Wenn das, was die Pfarrer bey ihren Gemeinden einführen wollten, idealische Republiken errichten heißt, so muß man sagen, daß heutiges Tages alle Völker in der Welt, die dem General nicht unterworfen sind, dergleichen Republiken ausmachen. Wenn die Besitzung dessen, was ein jeder zu seiner Nothdurft gebraucht, und nicht für die müßigen Jesuiten in Rom arbeiten, sich eine Herrschaft anmassen heißt, warum will denn der General ohne Arbeit und Mühe Herr der ganzen Welt seyn? Wenn man vorgiebt, es gezieme sich nicht für Weltliche oder Layen Herrn von dem Ihrigen

gen zu seyn, um wieviel ungebührlicher ist es denn nicht, daß geistliche Orden Herrn von den Gütern andrer sind?

§. 3.

Fünftes Mittel. Man stellt sich als wisse man nichts von den Vergehungen der Ordensbrüder, weil man solche sonst nicht dulden, sondern sie verstossen müßte.

Das fünfte Mittel war die Nachsicht gegen die Missionarien; man stellte sich, als wüßte man nichts von ihren Fehlern, die eine Folge ihrer sonderbaren Lebensart waren, und man strafte sie auch nicht. Man hielte es nicht für rathsam ihre Gemüther zu erbittern, und das Missionswerk durch ruchtbar werdende Strafen verhaßt zu machen. Wir wollen uns einmal ein Paar in größter Dürftigkeit erzogne Europäer vorstellen, die auf einmal Befehlshaber über eine Gemeinde von mehr als tausend Familien werden, und ihre Untergebene von allerley Alter und Geschlecht nach Belieben strafen und geisseln lassen können. Eben diese Indianer hängen in Ansehung ihres Lebens-Unterhalts gänzlich von ihnen ab;

die Missionarien selbst führen einen leckern nahrhaften Tisch, sollte sich bey ihnen nicht Fleisch und Blut regen, und sie unter allen diesen Umständen zu vielen Ausschweifungen verleiten? Wir sehen bey uns, daß ohne diese Gelegenheiten, und bey den Schwierigkeiten, welche die Clausur in den Weg legt, dennoch täglich in den Collegien dergleichen Fehler vorfallen, die aber in Spanien nicht verziehen werden, und eben diese strenge Tugend giebt unserm Orden ein solches Ansehen, je seltner sie sonst ist, und je allgemeiner die Ausschweifungen bey den Layen sind. Wie kommt es aber, da in Spanien so oft Mitglieder deswegen aus dem Orden gestossen werden, daß man dergleichen Beyspiele in den Missionen gar nicht hat? Die Sache scheint sonderbar, es müssen also wohl heimliche Ursachen seyn, warum es nicht geschieht.

Wenn sich der Pater Pfarrer zwanzig Tage lang, in der Pachtung bey den Viehheerden aufhält, so läßt er inzwischen seinen Gehülfen, den andern Pater, allein, und schickt er diesen hin, so bleibt er hingegen allein. Er hat die Schlüssel zum

Coti-

Cotigazzu, oder dem Hause, wo die Weibs-personen von allerley Alter, aber nicht alle Verbrechens halber eingeschlossen sind. Es ist nichts ungewöhnliches, daß er sie zu allen Stunden besucht, um nach ihrer Arbeit zu sehen. Das Haus ist groß, und hat viele Zimmer. Die Weibspersonen sind die Freundlichkeit und Gefälligkeit selbst, und bey der Hand. Die jungen sind nicht heßlich, und im Reden sehr schmeichelhaft. Eine freundliche Miene, ein Wort von dem, den das ganze Volk anbetet, ist eine unschätzbare Gunstbezeigung. Darf man noch zweifeln, und ist es nicht natürlich, daß dies zu allerley Unordnungen Anlaß giebt? Viele behaupten, daß man Beweise gnung davon habe; und die Portugiesen, welche sich zu St. Angelus niedergelassen und sowohl mit den Indianern als den Jesuiten, in genauer Verbindung gestanden, erzählen unendlich viele Beyspiele davon. Ich will einräumen, daß manches übertrieben ist, aber unter den vielen erdichteten, sind doch auch gewiß manche wahre Geschichten.

Doch der Pfarrer hat den Cotigazzu nicht dazu nöthig, wenn er böses thun will. Ein

Dornbusch kann nicht so viel Stacheln haben, als ein solcher Pfarrer Gelegenheiten dazu. Sein Gehülfe ist auch oft genöthigt zu schweigen, und kann seiner Absicht nicht allemal folgen, es dem Superior zu entdecken, zumal, wenn er auch dergleichen Fehler begangen hat. Wir lernen dieses einigermaßen aus einem Briefe des Provinzials di Cea *).

„Man soll auf keinen Fall leiden, daß „der Gehülfe des Pfarrers in seiner Kammer Weinflaschen, Weingefäße, Aquavite, Rosoli, Zuckergebackens, Torten, „u. d. g. aufbewahre, welches Dinge sind, „wovon der Pfarrer, wiewohl auch wider „die gute Ordnung, zuweilen Geschenke „macht. Die Pfarrer sind vielmehr zu „überführen, daß wenn sie ihren Gehülfen dergleichen Leckerbissen in die Kammer geben, solches ihrer Gemeine Gelegenheit gebe, zu sagen, daß sie dadurch „dem Gehülfen den Mund stopfen wollen, „damit sie ihre Fehler den Superioren „nicht verrathen. Die Gehülfen werden „auf die Art auch den Vorwurf vermeiden, den man ihnen vielleicht machen

„möchte,

*) Ebendaselbst. B. 2. S. 67.

„möchte, als wenn sie sich bestechen lassen,
„und treulos gegen den Orden gehandelt
„hätten."

Gesetzt aber daß die Furcht, es möchten sich dergleichen Unordnungen mit der Zeit entdecken, die Väter abhielte, außer dem Hause dergleichen zu begehen: so können sie in noch weit ärgere in ihren eignen Häusern fallen. Der Pater Augustin d'Aragona, der geschickteste Provinzial, den Paragay jemals gehabt hat, giebt dieses auf eine verdeckte Art zu verstehen *):

„In Ansehung der jungen im Hause
„dienenden Bursche ist zu vermeiden:
„1) Daß sie nicht ohne Noth in unsre
„Kammern kommen, oder sich lange darinn
„aufhalten, es sey unter dem Vorwande
„etwas zu schreiben, oder sonst um einer
„andern Ursache willen; und wenn sie et-
„was darinn zu thun haben, so soll der
„Pater nicht leiden, daß sie die Thüre zu-
„machen. 2) Es schickt sich nicht, daß
„der junge Bursche an der Thüre stehe, um
„zu warten, wenn der Pfarrer etwas zu
„befehlen hat. Zu diesem Endzwecke soll

*) Ebendaselbst. B. 1. S. 73.

„eine Klingel an der Kammerthüre seyn,
„womit der Pfarrer klingeln kann. 3) Es
„wäre etwas Verabscheuungswürdiges,
„wenn der Pater einen solchen jungen
„Menschen liebkosen, mit den Händen
„streicheln, oder sich andre Freiheiten her-
„aus nehmen wollte. Dies schickt sich
„für niemand, er sey wer er wolle, am
„allerwenigsten für den Geistlichen, welcher
„für den geistlichen Unterricht eines solchen
„jungen Burschen sorgen soll, der weil er
„gewohnt ist niedrig zu denken, oft aus
„noch viel geringern Dingen etwas böses
„schließt, oder weil er dieser Liebkosungen
„wegen beneidet wird, Gelegenheit giebt,
„daß andre arges davon denken.„

Ueber diesen Punkt stehen in der oft an-
geführten Sammlung sehr viele Briefe,
Verordnungen, Erinnerungen und Befehle,
sowohl der Provinzialen als der Generale,
woraus zu schließen ist, daß sehr viele Un-
ordnungen dieser Art vorgegangen: gleich-
wohl finden wir nicht, daß deswegen die
Missionarien aus dem Orden gestoßen
worden. Weil man dieses nicht rathsam
hielte, so fiel man auf ein andres Mittel,

und

und jagte die jungen Bursche fort, wie aus folgendem Briefe erhellet*):

„Es ist mir sehr unangenehm zu ver„nehmen, daß ungeachtet meiner vielen „Verordnungen, die jungen Bursche abzu„schaffen, welche als Bediente der Pfarrer „in jeglichem Pfarrhause gehalten werden, „solche dennoch immer da sind, indem die „Pfarrer mir Einwürfe dagegen machen, „die ich gleichwohl längst erwogen habe. „Ich befehle demnach zum letztenmal; daß „diese Bursche so gleich, und ohne den ge„ringsten Aufschub verabschiedet werden; „und will weiter gar keine Vorschläge und „Einwendungen dagegen hören, weil es „nach reiflich genug erwognen Umständen, „und hinlänglich eingezogenen Nachrich„ten, mein letzter Entschluß ist. Damit „dieses weiter keinen Anstoß finde, und sich „niemand (wie ich nicht hoffe,) widersetzen „möge, so sollen Eu. Ehrwürden in mei„nem Namen sogleich den Befehl, wegen „des zu leistenden heiligen Gehorsams hin„zusetzen, auf daß meine Absicht vollkommen „erreicht wird. Ich bin übrigens ver„sichert, daß die Superioren durch ihre

*) Ebendaselbst. B. 1. S. 266.

„Klugheit, diese ganze Verjagung so aus-
„führen werden, daß niemand dadurch be-
„schimpft, oder in üble Nachrede versetzt
„wird, weil das Beyspiel vieler Missiona-
„rien, die Vernunft, und die Erfahrung
„beweisen, daß es ohne Ungelegenheit ge-
„schehen kann. Ich habe in diesem Stücke,
„wiewohl zu meinem nicht geringen Leid-
„wesen, dem Willen des Bischofs von
„Paragay nicht folgen können, weil ich
„vor Gott bekenne, daß ich mein Gewis-
„sen verletzte, wenn ich diesen meinen Ent-
„schluß nicht ausführte. Ich empfehle
„mich dem Gebet Ew. Ehrwürden. Rom,
„den 14 April 1731.„ Franz Retz.

Die Vorsicht war an sich gut, aber war-
um jagte man mit den jungen Burschen
nicht zugleich einige von denen fort, die
daran schuld waren, und gegen die dieser
scharfe Brief hauptsächlich gerichtet ist?
Wie kommt es, da man sonst mit den Züch-
tigungen bey geringen Fehlern so strenge
verfährt, daß gleichwohl in den Missionen,
die schwersten Verbrechen nur mit einem
schriftlichen Verweise und Vermahnung
zur künftigen Besserung bestraft werden?

Man

Man wird sich aber nicht mehr wundern, daß bey Sünden der Wollust so gelinde verfahren wird, wenn man das obige Beyspiel *) erwegt, da ein Jesuit die Indianer gegen die Portugiesen zum Rauben, und Morden anführte, und da der Orden den Indianern in Ausführung der Streifereyen mit Rath und That beystund, und wenn man nachher sieht, daß der General, anstatt solche Ungeheuer aus dem Orden zu stoßen, es blos bey der Warnung bewenden läßt, künftig dergleichen nicht mehr zu thun. Diese Warnung war sehr unnütz, da Gott selbst dergleichen längst im fünften und siebenten Gebote untersagt hat. Die Uebertreter göttlicher Gebote hätten mit den schärfsten Strafen belegt werden sollen. Dadurch wäre aber das Missionswesen des Jesuiterreichs verhaßt gemacht worden, und das suchte ihre Politik auf alle Weise zu vermeiden.

*) Im vierten Abschnitt. §. 1.

§. 4.

Sechstes Mittel. Man schmeichelt den Missionarien, durch eitle Lobeserhebungen wegen ihrer Aufführung.

Ein wirksames Mittel, die Missionarien beym Guten zu erhalten, war, ihre Aufführung zu loben. In der That, wenn diese alles glaubten, was ihnen der General und die Provinzialen schönes sagten, so mußten sie denken, daß sie einmal die ersten Plätze im Himmel bekommen würden. Ein paar Exempel mögen genug davon seyn. Der Provinzial Christoph Gomez, nahm mit diesen Worten nach der Visitation in den Missionen Abschied *): „Ich „gehe mit den liebreichsten Gesinnungen „fort, und mein Herz bleibt in diesen hei„ligen und apostolischen Missionen. Ich „beneide sie fast wegen des mancherley „Guten, das ich darinn gesehen, und „hege die schuldige Achtung gegen die vie„len Bemühungen, zum Wohl einer solchen „blühenden christlichen Gemeine, die Gott „reichlich belohnen wird. Ich werde dem „General

*) Verordnungen und Briefe der Generale und Provinziale. B. 1. S. 83.

„General meiner Pflicht gemäß von allem
„Bericht erstatten, und er wird sehr zufrie-
„den darüber seyn, daß ich ihm nichts an-
„ders sagen kann, als was er in allen sei-
„nen Briefen verlanget.

„Ich will ein paar Stellen aus diesen
„Briefen anführen, woraus man die Ach-
„tung abnehmen kann, die der General
„für die rühmlichen Bemühungen Eurer
„Ehrwürden hegt. Hier sind seine eignen
„Worte, die von grössern Nachdruck, als
„die Meinigen seyn werden. Sie sind aus
„einem Briefe an den Superior der Mis-
„sionen, von 10. Octobr. 1671. und an
„die Missionarien im Lande gerichtet:
„Vos estis corona mea et societatis.
„Vos omnes amplector Missionarios,
„quos custodio vt pupillam oculorum
„Christi, cuius estis ministri primarii
„in salute procuranda animarum.
„Diese prächtigen Worte müssen Euren
„Ehrwürden ein neuer Antrieb seyn, sich
„deren würdig zu machen. Sie sind also
„die Krone eines so großen Vaters, und
„einer so großen Mutter, und die Aug-
„apfel Christi; sie verdienen den Namen
„der

„der vornehmsten Werkzeuge zur Selig-
„machung der Seelen. In der That
„nimmt man die Missionen in Paragay
„weg, so würde unserm General die Krone
„vom Haupte fehlen, und die Provinz
„bleibt. — —„

Hier bricht der Brief ab, und es folgen andre Materien. Vielleicht ist es ein Versehen des Abschreibers, oder eine rhetorische Figur des Provinzials, daß er auf einmal abbricht. Es ist Schade, daß wir nicht wissen, was die Provinz bleibt, wenn einmal eine oder die andre von den Reductionen fehlte, oder wenn dem General die Krone abfiele. Doch wir wollen zufrieden seyn, daß wir aus einem oder ein paar Briefen wissen, daß diese Reductionen das Jesuiterreich, und dessen Krone sind. Der Provinzial Augustin d' Arragona drückt sich folgender Gestalt aus *).

„Ich habe bey der Visitation der Mis-
„sionen mit herzlicher Freude bemerket, mit
„welchen besondern Gaben Gott alle meine
„Missionarien ausgerüstet hat, und die
„Früchte von dem Eifer gesehen, mit dem
„der Monarch die Sorgfalt seiner Minister
„be-

*) Ebendaselbst. B. 1. S. 57.

„befördert, und dadurch gleich wie in der
„ersten Kirche den Glauben in den Herzen
„der armen Indianer ausbreitet.„

Daß die Jesuiten die Kirche der Guarani, mit der ersten Kirche in Jerusalem vergleichen; geschieht wie gesagt deswegen, weil in beyden eine Gemeinschaft der Güter eingeführt war. Ob sie selbst gleich ihre Güter vor sich haben, so ist ihnen doch in Absicht auf die Guarani daran gelegen, daß die Güter der Guaranischen Kirche gemeinschaftlich sind. Uebrigens ist die Vergleichung dieser Kirche, mit der ersten christlichen Kirche eben so passend, als wenn man die jetzigen Jesuiten mit den damaligen Jesuiten, das ist mit den Aposteln und Schülern Christi vergleicht. Den letztern durfte man freilich nicht verbieten, Rathgeber und Anführer von Rebellen zu seyn, und mit ihnen zu plündern und zu morden: noch ihnen untersagen, bey Pauken- und Trompetenschall oder Abfeurung der Kanonen zu speisen, gefährliche Pagen an ihrer Thüre stehen zu lassen, oder sich gar mit ihnen einzuschließen; Man hatte nicht Ursache, sie mit unverdienten Lobeserhebungen zu schmeicheln, um sie einzuschläfern,

und

und zu Dingen zu gebrauchen, die durch göttliche und menschliche Gesetze verboten sind.

Diesem allem ungeachtet, sagt der Provinzial Ignaz de Frias in einem seiner Abschiedsbriefe an die Missionarien *):

„Die Missionarien der Gesellschaft Jesu „sind das Licht, wodurch die Welt das „wahre Ebenbild Gottes sieht, wodurch „sie die Schönheit der Tugend, die Heßlich„keit des Lasters, die untrügliche Wahrheit „des Glaubens, und die Irrthümer der „Heyden unterscheidet. Durch eben dieses „Licht wird man gewahr, daß von keinem „Orte her so viel Licht kommt, als von „den Missionen. In der ganzen katholi„schen Christenheit, sind keine den ersten „Christen so ähnlich, als die in den Mis„sionen. Bey ihnen hört man von Auf„gang der Sonnen bis zum Niedergang, „innerhalb und außerhalb der Kirche nichts „anders als Gott loben, zur Tugend er„mahnen das Laster tadeln, und man sieht „die Sakramente fleißig austheilen. Hier„aus bestätiget sich in diesen Missionen „mehr als an irgend einem andern Orte, „daß

*) Ebendaselbst. S. 187. des ersten Bandes.

„daß der Jesuiter-Orden allein mehr
„gutes in der Welt gestiftet hat, als
„alle Ketzereyen übles angerichtet ha-
„ben.„

Dies würde der Apostel Paulus nicht
sagen, denn es heißt: kein Kriegsmann
flicht sich in Händel der Nahrung *).
Die Pfarrer und ihre Pfarrkinder hören
vielmehr den ganzen Tag von nichts reden
als von Heerden, von Kühen, von Arbeiten,
vom Handel mit Leder, Tobak, Baumwolle,
dem Kraut von Paragay u. d. g. wie es mir
selber gegangen ist. Das Loben Gottes
überläßt man den Kindern, die nicht bey
Sonnen Aufgang, sondern aus Furcht vor
der Ruthe lange vor Tages Anbruch sich
einstellen, und mitten im kalten Winter
halb nackend an den Kirchthüren singen
müssen. Manche kommen durch diese
Grausamkeit vor Kälte um, da die Pfarrer
indessen in ihren warmen Betten und Kam-
mern stecken. Der Gebrauch der Sakra-
mente ist nicht so häufig als vorgegeben
wird; jeder Indianer bedient sich derselben
jährlich

*) Im vierten Verse des andern Briefs an
den Timotheus.

jährlich zweymal: Wie nachdrücklich die Ermahnungen zur Tugend seyn müssen, läßt sich daraus schliessen, daß man unter den Indianern Mörder, Diebe und Lügner, in sehr hohem Grade findet, ja sie sind es fast alle.

Obgleich die Jesuiten, die ihrem General und Provinzial als untrüglichen Orakeln alles glaubten, sehr hohe Begriffe von ihrer eignen Heiligkeit hatten, welche diese ihnen in den Kopf setzten, so hielten sie doch einen, der einmal wegen eines Fehlers in Verdacht gekommen war, für unwiederruflich verloren. Dies erhellet aus einer Stelle eines Briefes des Generals Gonzales, an den Provinzial Orosco *.)

„Einige Jesuiten in den Reductionen „führen traurige Reden; Sie halten sich „für verloren, und glauben, daß sie ihren „vorigen Zustand nie wieder erreichen wer„den, weil sie bey den Indianern den Ruf der „Heiligkeit verloren haben; und diese, da sie „erfahren, wieviel sie durch Verläumdungen „ausrichten können, treiben es immer wei„ter. Eur. Ehrwürden wird es diesen „Jesuiten schon auf eine kluge Art vorzu„stellen

*) Ebendaselbst. B. 1. S. 148.

„stellen wissen, wie wenig man auf der=
„gleichen Reden achtet, und ihnen den
„Rath geben, daß sie den Indianern einen
„blauen Dunst vor den Augen machen,
„damit jenes vergessen wird. Sollten sie
„aber unter dem Vorwande des Alters oder
„der Schwachheit von dem General ver=
„langen, in ihr Collegium zu gehen, wel=
„ches vielleicht sonst alle verlangen
„könnten ꝛc.?„

Wäre das wahr, wozu nützt es denn, den Indianern einen blauen Dunst vor den Augen zu machen, und warum sollten alle Jesuiten einig seyn, dasselbe zu sagen; die Beschuldigungen mögen also wohl wahr gewesen seyn, weswegen der General ihnen die Verstellung empfiehlt, um die Indianer einzuschläfern. Er sucht ihnen also hier eine Maxime einzuflößen, die den Grundsätzen der ersten Kirche ganz zuwider ist. Damals hieß es: Man muß nicht übels thun, wenn gleich etwas gutes daraus folget. Auf was für einen schlüpfrigen Grund mußte wohl dieses politische Gebäude stehen, weil man solche Vorsicht, und solche gottlose Maximen gebrauchen mußte,

um es gegen den Einsturz zu schützen, den die Missionarien ohne diese Kunstgriffe selbst verursacht haben.

Sechster Abschnitt.

Mittel, wodurch die Jesuiten ihr Reich für den von ihren Unterthanen den Indianern zu befürchtenden Umsturz zu bewahren suchen.

---

§. 1.

Erstes Mittel. Man lernet ihnen nichts anders, als was den Jesuiten nützen kann.

Ein Hauptkunstgrif, dieses Reich für die Indianer sicher zu stellen, war, sie nicht klüger zu machen, als es den Jesuiten vortheilhaft deuchte, und ihnen die Kenntnisse nicht mitzutheilen, wodurch sie selbst denken, und ihren unglücklichen Zustand einsehen lernen konnten. Dies drückt der Provinzial Donvidas deutlich genug aus *):

„Man

*) Am angeführten Orte. B. 1. S. 130.

„Man muß sich im Unterricht überhaupt
„kurz fassen, denn macht man sie in der-
„gleichen Fällen zu klug, so können die
„Paters nicht mehr mit ihnen auskommen,
„und sie unter ihrer Bothmäßigkeit erhal-
„ten. Eu. Ehrwürden können sicher glau-
„ben, daß so wie sie klüger werden, eben
„diese Klugheit sie geneigter zum Bösen
„als zum Guten macht. Es würde als-
„denn von den Reductionen heissen: Du
„machest der Heyden viel, damit machest
„du der Freuden nicht viel *). Mit der
„Zeit sind gewiß Unordnungen davon zu
„befürchten."

Es ist offenbar, daß sobald die Indianer einen hinlänglichen Grad von kultivirtem Verstande erhalten, die Unordnung unvermeidlich ist, und daß sie das ihnen von den Jesuiten auferlegte Joch der Sklaverey abzuschütteln suchen werden. Sie haben den Ackerbau, die Viehzucht, das Weben, und andre Handarbeiten gelernt, weil diese Dinge zur Erreichung der Absichten der Jesuiten nothwendig waren, einige haben auch etwas von der Musik und Malerey begriffen, aber dieses heitert den Verstand nicht

*) Jesaias Kapitel 9. Vers 3.

nicht auf, sondern ergötzt nur Augen und Ohren; es dient gleichwohl den Ausländern glauben zu machen, daß die Guarani eine völlig kultivirte Nation sind.

In eben der Absicht lernen blos die Musiker und Maler lesen und schreiben. Das letztere hat ebenfalls seinen Nutzen, ohne daß es den Verstand aufklärt; denn man nimmt diese, wenn sie zu reifern Jahren kommen, zu Haus-Hofmeistern, zu Aufsehern der verschiednen Possessionen, und andern Posten, wo ihnen das Schreiben nöthig ist, um aufzusetzen, wer ankommt und abgeht, und von allem genaue Rechnung zu führen. Was nützt ihnen übrigens das Lesen, da sie in ihrer Sprache, (und keine andre wissen sie), weiter keine Bücher haben, als die ihnen die Jesuiten schreiben wollen? Gesetzt, sie können auch das Missal und Martirologium Romanum ohne Anstoß lesen, machen sie diese Bücher klüger, ob die Jesuiten gleich gegen Fremde sehr damit pralen, wie sie auch einmal gegen mich thaten, als ich ihnen einwandte, daß es mir nichts hülfe, ein paar Zeilen Englisch oder Deutsch zu lesen, weil ich diese Sprachen nicht verstünde.

Die

Die Indianer besitzen unstreitig die Fähigkeit, so viel zu lernen als wir, dies ist so gewiß als sie Menschen sind, wie wir. Ist es also nicht die größte Ungerechtigkeit, einer Nation von mehr als hundert tausend Seelen, den Gebrauch der Vernunft zu wehren, die doch der größte Vorzug der Menschen ist, und die man sie von sechsten Jahren an zu gebrauchen lehren sollte? Was für eine Bosheit hat man nicht seit anderthalb hundert Jahren begangen, da jene so zu sagen, in den Indianern erstickt worden? Es ist wahr, wenn die letztern durch abstrakte Begriffe, und andre Dinge, womit der Jesuiten ihre Köpfe angefüllt sind, ihren Verstand aufklärten, so würden sie bald fähig seyn, Pfarrer ihrer Nation zu werden, und dann mögte die königliche Krone den Jesuiten wohl bald vom Kopfe fallen. Wenn sie aber diese Krone auf eine so sündliche Art behaupten, wie werden sie sich einmal für den göttlichen Richterstuhl gegen die Anklagen verantworten, daß sie an der Verdammung so vieler tausend in der Unwissenheit gebliebenen Indianer schuld sind, und daß andre jung verstorbne, einen höhern Grad der Seligkeit

 hätten

hätten erlangen können, wenn man sie besser in Ausübung ihrer Pflichten, und der Religion unterrichtet hätte?

Die Unwissenheit ist nie gut, aber am schädlichsten in Ausübung der Religion, weil man diese am vollkommensten ausübet, je besser man sie kennet. Man nehme einen Indianer, der von der Religion nichts als das mechanische, und in die Sinne fallende weiß, und einen andern, der den ganzen Zusammenhang und das wesentliche derselben gelernt hat. Man lasse beyden alle Sonnabend die Gebote hersagen, und examinire sie darnach, so wird sich finden, daß ersterer in Uebertretung der Gebote kein weiteres Uebel findet, als die fünf und zwanzig Prügel, die ihm der Pfarrer geben läßt; es ist ihm zum Exempel einerley, ob er allein zu den Viehtriften läuft, ein Stück stielt, um Fleisch zu essen, oder ob er die Frau eines andern mitnimmt, um zugleich mit ihr seine Lust zu büßen. Warum aber ist ihm dieses einerley? weil die Strafe auf das einfache, und auf das doppelte Verbrechen einerley ist, wie aus folgender Ver-

ordnung

ordnung des Provinzials Joseph Aguirre erhellet *).

„Wenn die Indianer davon und unter „die Heerden laufen, so soll man sie ge„fangen nehmen, und zum Beyspiel andrer „in der Gemeine geisseln, nachdem es der „Superior für gut findet. Eben die Strafe „sollen diejenigen, welche eines andern Frau „mitnehmen, leiden. Die Pfarrer müssen „dieses Strafgesetz bey ihren Gemeinen „bekannt machen, damit die Furcht sie von „Begehung eines so schweren Verbrechens „abhalte.„

Wenn sie die Größe des Verbrechens, nur aus dem Maaß der Strafe schließen sollen, und diese einerley ist, so folgt nothwendig, daß sie das erste Vergehen für nicht wichtiger als das andre halten können. Es ist nach den Grundsätzen der Jesuiten also einerley, ob ein Indianer, eine, zwey oder mehrere Kühe stielt, ob er allein geht, oder seines Nachbars Frau dazu verführt, und zugleich Unzucht mit ihr treibt.

Bey dem Pfarrer sowohl als bey den Indianern besteht die christliche Religion, blos in dem, was man äußerlich sieht.

*) Ebendaselbst. B. 2. S. 147 und 148.

Es ist den letztern einerley, ob sie eine unvollkommne Messe, welche der Haushofmeister, der kein geweiheter Priester ist, an Festtagen in der Kapelle bey den Viehheerden liest, oder ihres würklichen Pfarrers seine in der Kirche der Gemeine hören. Von den einfältigen Begriffen dieses Volkes, will ich jetzt ein merkwürdiges Beyspiel anführen.

Da sie sehen, wie viel ihre Mißionarien auf Proceßionen, und von denen, die sich geißeln, halten, desgleichen auf Errichtung heiliger Bilder auf den Plätzen und an den Ecken der Gassen, um den Indianern die Arbeit dadurch angenehmer zu machen, so haben sie auch unter sich angefangen in Proceßionen zu gehen, und Heiligen Bilder, oder Köpfe mit sich herum zu tragen, denen sie sobald sie sich an einem Orte aufhalten, geschwind eine kleine Kapelle von Sträuchern machen. Auf diese Art bleiben sie drey oder vier Monate und arbeiten, einige um das Kraut von Paragay zu sammlen, andre bey den Heerden, wovon zum Gebrauch für die Gemeinde geschlachtet wird. Was sind aber die Folgen dieser Gewohnheit? Ein Haufen junger Leute beyderley Geschlechts geht zusammen ins Gebürge,

wo

wo sie nach ihrem eignen Willen und Geschmack leben, viel Fleisch essen, und die größten Ausschweifungen unter einander begehen; Um aber doch ein verdienstliches Werk dabey zu thun, so nehmen sie ihre Heiligen mit, errichten ihnen Kapellen, stellen Proceßionen mit ihnen an, singen, beten, kurz sie thun alles was in der Gemeine üblich ist. Dies zeigt deutlich genug, wie es mit der innern Erkenntniß der Religion bey ihnen beschaffen ist. Der Herr Joseph Andoanegui nannte sie mit Recht gemahlte Christen, als er sahe daß sie alles Aeußerliche beobachteten, ohne die innerlichen Pflichten der Religion zu erfüllen, und daß sie nur den Schatten des Glaubens, aber nicht das würkliche hatten. Die Ursache dieses Uebels ist keine andere als die grobe Unwissenheit, und die wenige Cultur des Verstandes, darinn die Jesuiten sie vorsetzlich und auf Befehl ihrer gottlosen Obern lassen.

Diejenigen welche lesen, schreiben, mahlen, und singen lernen, bekommen eben so wenig aufgeklärte Begriffe, und daher haben sie es auch zu ihrem Schaden erfahren, was es heißt, keine Unterthanen ihres

recht-

rechtmäßigen Königs, sondern des Generals der Jesuiten zu seyn. Als der Kapitain Bruno de Zavala ihnen im Jahre 1753 ihre Schuldigkeit vorhielt, ihren rechtmäßigen Oberherrn und König zu erkennen, antworteten sie: Der wäre weit weg, und sie kennten ihn nicht.

Bey den Indianern spielt ihr Pfarrer, der besser wohnt, besser gekleidet geht, besser speißt, der sie belohnen und strafen kann, die Rolle eines Königs; sie halten ihn auch dafür, und bezeugen den übrigen Jesuiten nach Proportion, daß ihr Pfarrer solches thut, auch ihre Ehrfurcht. Man höre den Provinzial Ignaz de Artega, wie er sich deswegen über die Pfarrer beschwert. *).

„Eines der kräftigsten Mittel, die Indianer zum Gehorsam zu bewegen, und „darinn zu erhalten, worauf man vorzüglich zu sehen hat, besteht darinn, daß ihnen die Pfarrer mit gutem Exempel vorgehen, ihren Superioren gehorsam sind, und „sowohl gegen ihres gleichen als gegen geringere die gehörige Achtung hegen. Hierinn scheinen zwar nicht alle, aber doch einige

*) In einem Briefe vom 6ten August.

„nige gefehlt zu haben, da ein gar zu
„großer Unterschied zwischen den Pfar-
„rern und ihren Gehülfen in Ansehung
„des Essens, des Reitens, und andrer
„Dinge gemacht worden. Die Pfarrer
„sind zwar nicht allemal Schuld daran,
„sie können sich aber auch nicht mit der
„Unwissenheit entschuldigen, da sie der-
„gleichen Betragen, als sie noch selbst Ge-
„hülfen gewesen, selbst gar wohl gemerkt
„und getadelt haben. Einige Pfarrer haben
„sogar dem Indianer, der ihrem Gehülfen
„ein gutes Pferd gegeben, geprügelt, ande-
„re haben ihrem Gehülfen, weil er ein
„Pferd auf der Reise mitgenommen, in-
„dessen einen beißenden Brief geschrie-
„ben. Dies bliebt den Indianern nicht
„verborgen, daher kommt es, daß manche
„sich weder aus dem Gehülfen viel ma-
„chen, noch aus den übrigen, die nicht Pfar-
„rer sind, sogar nicht aus den Superioren:
„sie begegnen ihnen nicht mit Achtung, son-
„dern setzen oft recht vorsetzlicher Weise die
„schuldige Ehrfurcht aus den Augen.
„Einige haben die Indianer zwar zu ent-
„schuldigen gesucht, als wenn sie keine
„Höflichkeit lernen könnten; allein dies

„verhält

„verhält sich nicht so, denn die Erfahrung
„hat gelehrt, daß die Gemeinen, wo gute
„Manieren eingeführt sind, den Respect
„in Gesellschaft des Superioren, und auch
„bey Tische, gar wohl zu beobachten wissen.
„Man sieht auch, daß sie so einfältig nicht
„sind, und sich wenn sie gewarnt wer-
„den, bessern, sie begehen gegen den Pfar-
„rer nie Fehler, und bezeigen ihm weit
„mehr Achtung, als den Superioren.
„Hieraus läßt sich deutlich schließen, daß
„die Klagen einiger Gehülfen gegen ihre
„Pfarrer, die sie zu ihrer und meiner Be-
„trübniß angebracht haben, sehr gegrün-
„det sind; und daher rühren, weil die Pfar-
„rer ihre Gehülfen so gering schätzen, und
„ihnen in Gegenwart der Indianer ver-
„ächtlich begegnen, und diesen dadurch
„ein böses Exempel, und einen Bewe-
„gungsgrund geben, eben so zu verfah-
„ren.„

Wenn daher der Provinzial auf die Vi-
sitation kommt, und die Indianer sehen,
daß der Pfarrer ihm mit so vieler Ehrfurcht
begegnet, so halten sie ihn für einen grös-
sern König, und nennen ihn Cheruva Guaz-
zu, den großen Vater. Die Jesuiten
haben

haben zu unsern Zeiten die Indianer aus Politik gewöhnt, daß sie den König von Spanien Maragatu, den guten König nennen. Was für einen Begrif verbinden sie aber damit? Ich fragte um dieses zu wissen einmal einen der klügsten Indianer zu S. Thomas darnach: die Antwort lautete: es wäre ein Pater, der noch mehr als der Cheruva Guazzu zu befehlen hätte. Das ist, versetzte ich der Pater General der Jesuiten. Ich konnte es ihm auf keine Weise begreiflich machen, daß der Maragatu ein Spanier wäre, daß er keinen Jesuiter Habit trüge, sondern ein Kleid, wie die Herrn Commißarien, welche kurz vor mir da gewesen waren. Es schien ihm gar zu sonderbar, daß diese Commißarien, ich, die Jesuiten, und der Cheruva Guazzu insgesamt Unterthanen des Königs von Spanien wären. In solcher Einfalt läßt man die Indianer, und sucht dadurch das Reich der Jesuiten zu erhalten.

§. 2.

§. 2.

Zweytes und drittes Mittel. Man hält diese Völker in einer großen Unterdrückung, und Abhängigkeit.

Das zweyte Mittel ist, daß man sich bemühet, den unglücklichen Indianern bey der Unwissenheit eine niedrige Denkungsart und einen verächtlichen Begrif von sich selbst einzuprägen, damit sich ihr Geist nie zu größern Dingen erheben, und das unedle Joch abzuschütteln suchen mag. Zu dem Ende ward verordnet, daß sie noch einen armseligern Aufzug haben mußten, als die Bettelmönche. Sie durften weder Leinwand am Leibe, noch Sohlen unter den Füßen, noch Stiefletten an den Beinen, noch in Ermangelung des Hutes ein Mützgen zur Bedeckung ihres kahlen Kopfs tragen. Ihr ganzes Kleid ist der elende Poncho *). Ihre Wohnungen sind elende schmutzige Löcher,

*) Der Poncho ist ein rundes allenthalben fest anschließendes Kleid, welches oben eine Oefnung hat, um es über den Kopf zu werfen. Es sieht aus, wie die ganz alten Meßgewande, dergleichen man auf den Mosaiken in den Kirchen zu Rom bemerkt.

cher, ohne Betten und Stühle; Sie liegen auf einem zwischen zwey Brettern ausgespannten Netze, da der Leib eine sehr unbequeme Lage hat. Ihre Speise ist Fleisch ohne Salz, Brod und Wein, ihr Trank bloßes Wasser. Ihre ganze Ergötzlichkeit besteht in einer handvoll Kraut von Paragay, welches in Wasser eingeweicht wird, und dieses erhalten sie mit der Bedingung, wenn sie mit Anbruch des Tages aufstehen, und sich bey dem Pfarrer ihr Tagwerk anweisen lassen. Gleichwohl wenn eine Indianerin nur ein paar zinnere Ohrenringe trägt, oder einen gläsernen Rosenkranz um den Hals hängt, oder ihr Kleid mit einem leinwandnen Streife einfaßt, so donnert der Provinzial de Cea gleich heraus, daß dies große Unordnungen sind, die gefährliche Folgen haben; oder der Provinzial Aguire versichert, daß dieses Eitelkeiten sind, die sich für die armseligen Indianer nicht schicken.

Aus den bisherigen läßt sich leicht der Schluß machen, daß bey diesem Volke kein Funken von Hochmuth anglimmen kann. Die Jesuiten geben vor, sie erhalten es dadurch bey der Demuth. Ist denn

kein Unterschied zwischen christlicher Demuth, und kriechender Denkungsart? Jene ist Tugend, diese ein Fehler. Was ist es bey diesen Indianern für ein Verdienst, eine solche kriechende Denkungsart, wodurch der Mensch zu erhabnen Tugenden ganz unfähig wird, nicht aus freyer Wahl, sondern durch Zwangsmittel zu besitzen? Zu großen Tugenden wird eine edle freydenkende Seele erfordert, und diese ist den Christen sehr anständig. Hiervon halten die guten Jesuiten aber nicht viel, damit ihre Sklaven nicht zu eitel werden. Der Provinzial Thomas Donvidas sagt:*)

„Wenn eine Gemeine das Fest ihres „Schutzheiligen, oder ihres Kirchenpatrons „feyert, sind alle überflüßige Dinge, und „viele eitle eingerissene Gebräuche zu ver„meiden: z. E. daß die Fahnenträger mit „Sporen und bedecktem Haupte in der „Kirche stehen. Eben so wenig sollen die „Pferde nicht mit seidenen Bändern, „Spitzen, und andern Sachen, die man „aus den Kirchen nimmt, geputzt werden, „wie in verschiedenen Gemeinen zum nicht „geringen

*) In den Verordnungen und Briefen der Generale und Provinziale B. 1. S. 138.

„geringen Aegerniß derer, die dem Feste „beywohnen, geschehen ist. Die Ent„schuldigung, daß es bey den Spaniern „geschieht, gilt nicht, weil ein Unter„schied zwischen beyden Nationen seyn „muß. Eu. Ehrwürden seyn überzeugt, „daß aus dem, was in guter Absicht das „Fest zu verherrlichen geschieht, ein gros„ser Nachtheil erwachsen kann, indem „die Gemeinen dadurch leicht hochmü„thig werden, und sich schwerer regieren „lassen. Es ist daher nöthig, daß Eu. „Ehrwürden jederzeit wachsam sind, und „auf alle ihre Handlungen genau Acht ge„ben.„

Auf gleiche Weise heißt es in der funfzehnten Verordnung der Gemeinden: „Die „Corregidors und vornehmsten Personen in „den Gemeinden, die in Verbindung mit „einander stehen, können sich einander (an „obgedachten Festen) zu Gaste laden. Es „soll aber keinem erlaubt seyn, an dem „Platze der Priester, oder auf einem Stuhl „zu sitzen, noch soll man sie mit dem „Kreuze segnen, auch nicht einmal den „Königlichen Fahnenträger, dem man al-

„lein einen Stuhl jedoch außer dem Prie-
„sterplatz anweisen kann.„

Die Ursache davon hat der Provinzial Donvidas schon oben angegeben, weil die Indianer, wenn sie zu viel Ansehen bekommen, sich nicht gut von den Jesuiten regieren lassen.

Das dritte Mittel zur Behauptung der Herrschaft war, daß die Jesuiten die Indianer in einer gänzlichen Abhängigkeit von sich hielten. Der Indianer säet, erndtet, webet Zeuge, und arbeitet, aber er kann nicht essen, trinken, noch sich kleiden, wenn es ihm der Pfarrer nicht giebt, der unter dem Vorwande, daß der Indianer nicht geschickt dazu ist, und nicht auf den morgenden Tag denkt, alles in seinen Magazinen aufhebt. Die Indianer glauben nun einmal, daß man nicht anders leben kann, und haben diese Lebensart als natürlich und ohne Zwang angenommen; sie werden sich also nicht gegen diejenigen empören, die sie für die Ursache ihres ganzen Glückes halten, und von denen sie in allen zu ihres Leibes Nothdurft gehörigen Stücken abhangen.

Wie weit sie von je her entfernt gewesen, das Joch der Dienstbarkeit, welches ärger als die härteste Sklaverey ist, abzuschütteln, und wie weit sie es noch sind, beweiset ihr Stillschweigen, und die dumme Gleichgültigkeit, mit der sie sich täglich härtere Gesetze aufbürden lassen, wodurch ihnen ihre tirannischen Herren die unschuldigsten Handlungen verwehren, welche gleichwohl das Natur- und Völkerrecht allen freygebornen Menschen erlauben. Von aller ihrer mühseligen Arbeit, haben sie außer den dürftigsten Unterhalt, und eine armselige Kleidung gar nichts, und sind nicht Meister, das geringste für sich nach eigner Willkühr zu thun.

Der Ort, wo der Indianer wohnet, es sey in der Gemeine, oder im Felde, die Kammer (Zahurda), darinn er sich aufhält, die Stunde, da er sich zur Ruhe legen, wieder aufstehen, und sich dem Pfarrer zeigen soll, es sey bey Tage oder bey Nacht, die Uebungen die er anstellen, und das was er den Tag über verrichten soll, das schwebende Bett darinn er schläft, das Mädchen welches er heyrathet, ob er bey ihr, oder von ihr getrennt leben soll, ob

er hier oder dort, oder beständig an einem Orte leben soll, mit einem Worte alle Handlungen sowohl die freyen, politischen und oekonomischen, als die geistlichen hängen nicht von der Wahl des Indianers, sondern von dem Befehl des Pfarrers ab, der ihn dazu bestimmt, als wenn er ein unbeseelter Klotz, oder eine Maschine wäre, die erst durch eine äußerliche Kraft in Bewegung gesetzt werden muß. Diesem despotischen Willen darf er sich nicht widersetzen, wenn er sich nicht will halb zu Tode prügeln lassen. Dies erhellet aus verschiedenen Befehlen sehr deutlich *).

„Die Indianer sollen sich nicht ohne besondern Befehl des Provinzial an den Ort der Heerden des Rindviehes begeben, und alsdenn sollen ein oder zweene Jesuiten sie begleiten. Keinem Indianer soll, unter was für einem Vorwande es auch sey, erlaubt werden, von einer Gemeine zur andern zu gehen. Die Indianer sollen um zwölf Uhr aus der Arbeit, und um zwey Uhr Nachmittags wieder daran gehen; an gewissen Festtagen soll man sie aber

*) Ebendaselbst B. 1. S. 237. und 238. B. 2. S. 47. 93. 114. 2c.

aber nicht dazu zwingen. Kein Indianer oder Indianerinn, darf auf den Kleidern oder am Leibe Holländische oder andre feine Leinwand tragen. Man soll bis auf weitern Befehl aufhören, das Kraut von Paragay einzusammlen. Ueber das Verbot, daß die Indianer keine Pferde halten sollen, ist aufs schärfeste zu halten, und im Fall es geschieht, werden sie gezüchtiget. Wenn ein Indianer zu einer Gemeine übergeht, aus der er nicht ist, ohne schriftliche Erlaubniß seines Pfarres, so soll er gefänglich eingezogen werden, bis diesem Nachricht davon gegeben worden. Die Arbeit mit dem Kraut von Paragay, soll nur bis zu Ende des Aprils dauern. Die Indianer sollen mit den Wilden ohne Erlaubniß des Superiors keine Gemeinschaft pflegen. Ohne desselben Erlaubniß sollen auch keine Canoen oder andre Fahrzeuge abgefertigt werden, weswegen die über die Reductionen von Ytapua und Yapegu gesetzten Jesuiten alle Stück für Stück nachsehen müssen. Außer den Reductionen sollen keine Contracte als durch die Procuratoren der Mißionen gemacht werden. Wenn eine neue Kirche in

 einer

einer Gemeine gebauet wird, so soll das Maaß von der Nicolaus Kirche nicht überschritten werden ꝛc.„

Wir würden nicht fertig, wenn wir alle kleine Befehle anführen wollten, wodurch dies arme Volk aufs äußerste eingeschränkt wird; es sind übrigens schon genug auf diesen Schlag im vorhergehenden vorgekommen. Was ist also für ein Unterschied zwischen ihnen und den Neger- und Mulatten-Sklaven, deren die Jesuiten eine große Anzahl in den Collegien zu Cordova, Buenos Ayres und andern Orten dieser Provinz halten? Der Portugiesische General, Graf von Bobadella, der mit den unsrigen hier gewesen war, meldete seinem Hof in Absicht des mehr als sklavenmäßigen Zustandes der Indianer von Paragay unter andern folgendes, welches man in dem Manifest des Hofes zu Lissabon vom Jahre 1757 lieset.

„Die Indianer leben unter den Jesuiten „in einem solchen blinden Gehorsam, daß „ich gesehen habe, wie ihr Pfarrer ihnen „befiehlt, sich auf die Erde zu legen, sich, „ohne daß sie anders als durch die Ehrfurcht für ihn gebunden werden, fünf und

„zwanzig Prügel geben lassen, darnach
„aufstehen, sich dafür bedanken, und ihm
„die Hand küssen. Diese unglückliche
„Menschen leben unter dem strengsten Gehor-
„sam, und in einer größern Sklaverey als
„die Negers in den Bergwerken.„

Wie könnte es diesen unglückseligen Ge-
schöpfen einfallen, sich der Aufrechthaltung
des Jesuiterreichs zu widersetzen, da sie
so sklavisch gehalten werden, daß sie nicht
Othem schöpfen können, um dies Joch ab-
zuschütteln, und sich von den Ketten, wo-
durch sie so vest gebunden sind, zu befreyen?

§. 3.

Viertes und fünftes Mittel. Man verhindert, daß sie durch den Umgang mit andern Völkern aus ihrem Irrthum gerissen werden; und macht sich in jeder Gemeine einen Anhang von den Vornehmsten.

Das vierte Mittel ist, diesem unwissen-
den, niedergeschlagenen, und so abhängigen
Volk alle Verbindung mit den Spaniern,
und andern Nationen abzuschneiden, weil
dies das einzige Mittel wäre, ihren unseligen

Zustand erkennen zu lernen. Deswegen muste jedem Fremden der Eintritt in die Mißionen untersagt, und die Grenze dieses kleinen Volks so genau bewacht werden, daß keiner nicht einmal in die Nachbarschaft gehen durfte; weil ihnen durch diese Gemeinschaft die Augen aufgehen konnten, welches doch vornemlich zu verhüten war. Deswegen brachte man ihnen lauter Vorurtheile, und höchst verhaßte Begriffe von den Spaniern bey, wovon schon oben verschiednes angeführt worden.

Zur Erreichung dieser Absichten kam es hauptsächlich darauf an, den Indianern die Gedanken beyzubringen, als wenn der Haß und die üble Meynung von den Spaniern aus eignem Antriebe bey ihnen entstanden, und nicht durch die Jesuiten beygebracht wäre. Sie ersonnen also einen von den verschmitzten Kunstgriffen, die den Jesuiten so geläufig sind, wodurch sie, wie man zu sagen pfleget, mit einem Mittel zwey Uebel heilten. Auf der einen Seite mußte es scheinen, als wenn die Handlung und Verbindung der Reductionen mit den Spaniern nicht verboten wäre,

und

und auf der andern Seite mußte man es zugleich dahin bringen, daß die Indianer von selbst einen natürlichen Abscheu für die Spanier bekamen.

Diesen Endzweck suchte man durch folgende List zu bewerkstelligen. Man erlaubte drey bis vier Spaniern, die äußerst gewinnsüchtig waren, und sich für ihr Interesse hätten todschlagen lassen, daß sie ein oder zweymal des Jahrs mit allerley Waaren in die Mißionen reisen durften. Weil sie die Sprache des Landes nicht verstunden, so konnten sie über die eingeführte Lebensart nichts sagen, noch die Indianer klüger machen. Dadurch wurden zugleich diejenigen widerlegt, die vorgaben, man wehre den Spaniern den Eintritt in Paragay, und man konnte mit einigem Schein sagen, es werde nur denen der Eintritt verwehrt, die durch einen schlechten Wandel den Gemeinen Aergerniß geben konnten. Aus eben der Absicht hieß es, verbiete man den Indianern ins spanische Gebiete zu gehen. Zugleich suchte man unter den Indianern, einige der schlauesten aus, auf deren Treue man sich verlassen konnte, und richtete sie ab, daß sie

bey

bey der Zurückkunft von Santa Fe und Buenos Ayres viel Böses von den Spaniern, und von ihrer Lebensart, die dem Vorgeben nach gar nicht mit dem heiligen Wandel in Paragay übereinstimmte, erzählen mußten. Ueber dieses gewann man die wenigen Spanier, die mit ihren Waaren ins Land kamen; daß sie eifrige Anhänger des Ordens wurden, und bey ihrer Zuhausekunft von diesen blühenden christlichen Gemeinen Wunderdinge erzählen mußten.

Um ein so wichtiges Projekt ausführen, ist nöthig, sagt der General Tamburini, eine Verordnung zu machen, und die Strafe des nicht geleisteten heiligen Gehorsams darauf zu setzen *). „Ihre Ehrwürden „befiehlt, heißt es, bey Strafe des nicht „geleisteten heiligen Gehorsams, Waaren, „sie mögen seyn von welcher Art sie wollen, „weder aus den Reductionen, noch einzu„führen, ohne Erlaubniß des Superioren, „und ohne, daß er solche einregistrirt ha„be.„ Hier sieht man, wie beyden Theilen die Thüre verriegelt wird; denn warum sollten

*) Ebendaselbst. B. 1. S. 43.

sollten die Spanier sonst als um der Handlung willen ins Land zu kommen, und die Indianer hinauszugehen suchen?

Wenn die Indianer aus den Missionen mit ihren Schiffen nach Buenos Ayres kommen, bringen sie ihre Waaren in die Magazine, wohnen in ihren angewiesenen Kammern beysammen, besuchen die Kirche, gehen in der Stadt herum, sehen die Tracht, die Moden und Gebräuche; alles setzt sie in Erstaunen, weil es gänzlich von ihrer Lebensart abweicht. Nach der Zurückkunft tritt die ganze Gemeine um sie herum, und hört ihren Erzählungen zu. „Da heißt es denn, daß die Spanier nicht „so in den Kirchen singen, daß die Mannspersonen nicht von den Weibern abgesondert sind, daß keine Aufseher über sie „sind, daß sie dem Pfarrer nicht die Hand „küssen, und kein Tagewerk von ihnen aufgegeben bekommen, daß sie sich nicht in „Baumwolle kleiden, auch nicht fünf und „zwanzig Prügel erhalten, daß ein jeder „kommt und geht wie es ihm beliebt, ohne „schriftliche Erlaubniß vom Pfarrer zu erhalten, daß sie in dessen Gegenwart den

„Hut

„Hut aufsetzen, und sich nicht für ihn „fürchten.„

Alles dieses ist ein Skandal für die Zuhörer; sie schließen, es müsse nur gar zu wahr seyn, was ihnen der Pfarrer beständig von den Spaniern vorsagt; sie sehen daher die Spanier mit solchem Abscheu an, als man in Spanien gegen die Mohren hegt. Gewinnen die Jesuiten also nicht sehr viel, wenn sie einige wenige Indianer nach Buenos Ayres und Santa Fe schicken, welche nachgehends ihre Nation gleichsam verblenden müssen? Wie sollen diese armen Leute also aus ihrem Irrthum gerissen werden, da man so viele Kunstgriffe gebraucht, um sie darinn stecken zu lassen?

Das fünfte Mittel war, daß die Jesuiten die vornehmsten und angesehensten an jedem Orte in ihr Interesse zu ziehen wußten. Bey allen Kunstgriffen, die man anwandte, war es doch allemal mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß ein paar junge Europäer sicher unter mehr als tausend Familien wohnen, und so despotisch über sie herrschen konnten, ohne daß es nicht einmal einigen in den Kopf kommen

sollte,

sollte, sich wegen der üblen Begegnung zu rächen. Bey aller Dummheit, Demüthigung, Sklaverey, und Entfernung von klügern Nationen, waren es doch Menschen; und ein Mann konnte leicht desperat werden, wenn er sahe, daß seine Frau oder erwachsene Tochter oft um die geringste Kleinigkeit öffentlich aufs grausamste gegeisselt ward. Ich will hiervon ein Exempel anführen, wovon ich gleichsam ein Augenzeuge war, und alle Umstände genau weiß.

Im Junius des Jahrs 1758. standen ohngefähr zweyhundert Mann Spanier und Portugiesen zu St. Katharina, etwa vier Meilen von der neuen Gemeine zu St. Michael, deren Pfarrer Befehl gegeben hatte, uns Rindvieh so viel wir brauchten, verabfolgen zu lassen. Der Dragoner-Lieutenannt Piera, sollte solche auf Befehl des Kommissarien übernehmen, man gab ihm aber die elendesten Kühe unter dem Vorwande, daß keine bessere auf viele Meilen weit anzutreffen wären. Ein Indianer, der Mitleiden mit uns hatte, zeigte ihm an, wo das fette Vieh wäre, und der Lieutenannt ließ solches herbey treiben.

Dieses

Dieses erfuhr der Pfarrer, der ließ den Indianer sogleich in Ketten und Banden schliessen, und gab Befehl, daß er neun Tage lang öffentlich sollte gegeisselt werden. Seine Frau, die dieses grausame Verfahren kränkte, entlief die folgende Nacht aus der Gemeine, und kam voller Bosheit in unser Lager, welches bey den Indianern das Lager des Cheruva Carey oder des spanischen Paters hieß. Sie war halb verhungert und erfroren, die Augen schwommen in Thränen; Sie hatte ein Kind an der Brust, und war ganz entkräftet, weil sie die ganze Nacht unter Donner, Blitz und Regen gehen müssen. Wir liessen sie gleich etwas verpflegen, und nachdem die Dollmetscher geholet worden, hörten wir alle ihre traurige Erzählung an. Wie sie ausgeruhet hatte, schickte man sie mit obgedachtem Piera und einigen Reutern zurück, und dieser mußte dem Pfarrer sagen, was recht und billig war. Aber dem Piera und der Frau kam es theuer zu stehen, daß wir uns ihrer angenommen hatten. Dem Piera gedachten es die Jesuiten, und ruhten nicht eher, bis sie nach langer Zeit eine erdichtete Verleumdung auf ihn brachten, und falsche Zeugen gegen ihn

stellten,

stellten, und die Frau verurtheilte der Pfarrer gleich darauf zu einer öffentlichen Geisselung neun Tage hinter einander. Während daß es geschahe, stand der Pfarrer dabey, und die Frau fragte ihn, ob es denn keine Sünde wäre, daß er sie so nackend da stehen sähe. Die Auflösung dieses Gewissensscrupels bestand darin, daß er befahl, sie noch schärfer zu geisseln. Dies alles erfuhren wir in unserm Lager durch eine Menge Augenzeugen, weil weder der Mann noch die Frau das Herz hatten, weiter etwas davon zu entdecken.

Um die Indianer in einer solchen Unterwürfigkeit zu erhalten, war es nöthig, daß sich die Paters in jeder Gemeine einen ansehnlichen Anhang machten, der dem großen Haufen überlegen war, und wodurch sie ihr ärgerliches und ausschweifendes Ansehen schützten. Zu dem Ende trafen sie die Einrichtung, daß eine Art von oberstem Rath errichtet ward, der aus einem Corregidor, Unter-Corregidor, zwey Alkaiden, einem königlichen Fahnenträger (Alfiere) sieben Regidors und einem Sekretar bestand. Was für ein Ansehen dieser ehrwürdige Rath gehabt, mag man aus

folgenden Befehl des Provinzials Thomas Donvidas *) schließen:

„Es soll nicht eingeräumt werden, daß „der Corregidor oder eine andre Person „aus dem Rathe für sich selbst ein Verbre„chen vertheidige, oder zu dessen Bestra„fung schreite, weil man schon die üblen „Folgen davon erfahren. Die Verthei„digung und Bestrafung des Delinquenten, „soll gänzlich von dem Willen und Befehl „des Pfarrers abhängen. Die Indianer „haben bereits gesucht, dadurch dem politi„schen Regiment ein mehreres Ansehen zu „geben, und das Ansehen der Jesuiten zu „schwächen. Es ist genug, daß sie das „was ihnen befohlen wird, vollziehen und „zwar auch dieses im Beyseyn des Pfar„rers.„

Hier wird das Sprichwort im eigentlichen Verstande wahr: Man sehe, wie ich vom Richter zum Henker komme **). Denn wenn der Corregidor und seine Beysitzer weiter nichts können, als das was der Pfarrer befiehlt, in seiner Gegenwart zu

*) Ebendaselbst B. 1. S. 137.
**) Ved como fubo de juez a verdugo.

zu vollziehen, so sind sie, wenn sie gleich Richter heissen, im Grunde doch weiter nichts, als die Henker oder Diener der Gerechtigkeit. Weil aber beydes bey den Indianern einerley ist, so sehen sie es als etwas großes an, daß der Pfarrer sie dazu ernennt, und er kann alle, die in diesem Rathe sitzen, für seine getreuen Anhänger halten.

Der andere Anhang, den sich die Jesuiten gemacht haben, ist der ansehnliche Haufen von Musikanten, Küstern und andern Kirchendienern. Man kann deren Anzahl ohngefähr aus folgender Verordnung schließen, darinn ihre Anzahl eingeschränkt wird *).

„In jeder Gemeine sollen nicht über „vierzig Sänger seyn, und nicht über sechs „Chorjungen zwischen zehn und funfzehn „Jahren. Im Hause sollen nicht mehr als „sechs junge Bursche zur Aufwartung ge„halten werden. Ferner an jedem Orte „nicht mehr als vier Tänzer, und die Anzahl „der Tänzer nicht über vierzig. Aus diesen „verschiedenen Personen sollen alle diejeni„gen genommen werden, die ein Amt in der

*) Verordnungen und Briefe. B. 1. S. 297.

„Gemeine oder in den Possessionen beklei„den: weil es nicht gut ist, jemanden ein „Amt anzuvertrauen, der nicht im Hause „des Pfarrers erzogen ist, und den er von „Jugend auf genau kennen gelernt hat.„ Durch diese Mittel können die Jesuiten vollkommen sicher seyn: denn diejenigen, welche unter einem so sehr gedemüthigten Volke mit solcher Distinktion gewählt werden, sind gewiß aufs stärkste durch neue Ketten gefesselt.

Einen andern weit geachtetern Anhang haben sich die Jesuiten durch die sogenannten Caziken gemacht, welche in alten Zeiten aus begüterten und angesehenen Geschlechtern waren, und dadurch, daß die Paters ihnen einen Schatten von Ansehen gelassen, schadlos gehalten zu seyn glauben. Wir wollen hören, was die Superioren deswegen verordnen *).

„Gegen alle Caziken soll man etwas „größere Achtung bezeugen, damit ihre „Unterthanen sie ebenfalls hochachten. „Deswegen gebe man denen, die Geschick„lichkeit dazu haben, eine Bedienung im „Rath, und beym Gottesdienst weise man „ihnen

*) Am angeführten Orte B. 1. S. 297.

„ihnen Sitze auf den Bänken nach den
„Kapitäns an. Weil einige sich in sehr
„dürftigen Umständen befinden, von ihren
„Unterthanen nicht geachtet sind, und
„auch nicht Fähigkeit genug besitzen, so
„sollen die Pfarrer ihnen unter die Ar-
„me greifen, ihnen, ihren Weibern und
„Kindern ein anständiges ihrem Stande
„gemäßes Kleid geben, und insonderheit
„für der letztern ihre Erziehung sorgen,
„sie zur Schule anhalten, und ob sie
„zwar keine Sänger werden sollen, so
„lasse man ihnen doch rechnen und schrei-
„ben lernen.„

Durch dergleichen Vorzüge, die im Grunde nichts bedeuten, und keinen weitern Werth haben, als in so weit die Jesuiten sie wollen gelten lassen, erhalten diese doch so viel, daß sie auf jeden Wink ihrer Wohlthäter bereit sind, und alles thun, um deren Gunst zu erhalten. Die Jesuiten haben also den ganzen angesehenen und zahlreichen Haufen der Rathspersonen, der Officiers, der Caziken, der Kirchendiener, ihrer Hausbedienten, der Advocaten für die Weiber, der Stabträger und Tänzer auf ihre Seite. Da diese die

vornehmsten in jeder Gemeine und die beste junge Mannschaft ausmachen, so sieht man leicht, wie wenig die Jesuiten zu fürchten haben, sie mögen auch thun was sie wollen. Man möchte vielleicht denken, daß die Unterdrückten, oder denen Unrecht geschehen, ihre Beschwerden bey dem Superior, oder bey dem Provinzial, wenn er zur Visitation kommt, anbringen könnten; man lese aber nur, was der Pater Ignaz de Arteaga in einem Briefe vom 8ten Aug. 1727 schreibt:

„In diesen Stücken beschweren sich die „Indianer. Wenn einer gegründete Ursachen hat, über seinen Pfarrer zu klagen, „so ist es unmöglich, dem Uebel abzuhelfen, „weil dieser schon durch seine List die Zuflucht zum Superior zu verhindern weiß: „daher muß er eher alles ausstehen, und „umkommen, ehe er den Mund öfnen darf „und kann. Auch wenn die Räthe mit „dem Provinzial reden, so unterstehen sie „sich eben so wenig, ihre Klagen vorzubringen, weil immer einige Schmeichler darunter sind, die dem Pfärrer Nachricht „davon geben, und für diesen fürchten „sie sich gar zu sehr. Ferner streitet es auch

„wider

„wider die christliche Liebe, wenn einige
„Pfarrer schimpfliche, unanständige, eh-
„renrührige und gotteslästerliche Worte
„gebrauchen, wodurch die Gemüther sehr
„erbittert werden.„

Auf diese Weise giebt die Unmöglichkeit, sich über den Pfarrer zu beschweren, einen neuen Grund zur Sicherheit zweyer Jesuiten in einer ganzen Gemeine ab.

So geringe diese Vorzüge und Freyheiten auch waren, und ob sie gleich nur in einer eingebildeten Würde bestunden, so gönnte man ihnen doch solche auch nicht einmal, sondern glaubte ihnen Grenzen setzen zu müssen, wie aus einem im Jahre 1731 abgelassenen Schreiben des Hieronymus Herran erhellt.

„Die wiederholten Nachrichten von den
„in den meisten Gemeinen der Mißionen
„vorgefallenen öftern Unordnungen, ha-
„ben mich bewogen, den Grund dersel-
„ben zu untersuchen, und darüber mit
„den Beysitzern der Junta zu berathschla-
„gen. Man war der Meynung, daß die
„Hauptursache der Unordnungen, und
„der Verminderung des Vermögens der
„Gemeinen darin zu suchen wäre, daß im-

„mer dieselben Indianer im Rathe oder an
„der Regierung blieben, welche durch die
„lange Gewohnheit zu befehlen ihre Ab-
„hängigkeit vergessen, und nach einer un-
„eingeschränkten Herrschaft streben, wel-
„ches der Ruin der Gemeinen ist, wie man
„schon zum Theil erfahren hat. Man
„müßte deswegen zur Vermeidung übler
„Folgen alle Corregidors und Haushof-
„meister ändern, und künftig keinem diese
„Stellen über vier Jahre lassen; auch
„den jetzt Abgehenden im folgenden Jah-
„re keine Stelle im Rathe einräumen; und
„die gegenwärtigen Rathsglieder im folgen-
„den Jahre nicht wieder dazu nehmen.
„Ich bin derselben Meynung, und befehle
„ernstlich sich darnach zu richten.„

Durch die bisher angeführten Mittel, wußten die Jesuiten ihr Reich gegen alle Versuche der Indianer in Sicherheit zu setzen, nun müssen wir noch von denen reden, welche sie gegen die Spanier und andere auswärtige Feinde anwandten.

Siebenter Abschnitt.

Mittel, um das Reich der Jesuiten gegen die Spanier zu schützen.

§. 1.

Erstes und zweytes Mittel. Den Spaniern einen falschen Begriff von den Mißionen beyzubringen, und ihnen die Untersuchung der Wahrheit unmöglich zu machen.

Um ihr Reich gegen die Spanier in Sicherheit zu setzen, suchten die Jesuiten ihnen vornemlich einen ganz irrigen Begrif von dem Charakter der Einwohner und dem Zustand der Mißionen beyzubringen. Damit die Nachrichten von diesem Reich aber nicht verdächtig oder partheyisch scheinen möchten, so brachte man einen gewissen Doctor Xarque, der zum Schein aus dem Orden gestoßen war, aufs Tapet. Dieser mußte im vorigen Jahrhunderte seinen Namen zu einem Buche hergeben, darinn

die Guaranische Kirche für vollkommner als die erste christliche Kirche ausgegeben wird, und dafür verschaffte man ihm zur Belohnung ein Canonikat bey der Kirche zu Albarazin. Weil aber die Ausländer, vornemlich in Italien und Frankreich, in dem jetzigen Jahrhunderte über dieses Jesuiterreich wieder viel zu reden anfiengen, so dungen sie einen berühmten Gelehrten, nämlich den Muratori den Bibliothekar des Herzogs von Modena, der in Italienischer Sprache ein Werk unter dem Titel: das glückliche Christenthum *) schreiben mußte. Er mahlte darinn die Christen in Paragay so ab, wie sie es wünschten, nachdem sie ihm statt wahrhafter Urkunden, lauter Unwahrheiten mitgetheilet hatten. Das ganze Buch ist voll lächerlicher Träume, die sie erdichteten, oder die sie wollten, daß andre sie haben sollten.

Da die Jesuiten bisher allenthalben sehr hoch angeschrieben gewesen, und Könige und Fürsten sich von ihnen verblenden und regieren lassen, da man sie für untrügliche Orakel gehalten; so gerieth das ganze Heer andächtiger Seelen, und der einfältigen

*) Il Cristianesimo felice.

tigen Frommen in eine Entzückung über dergleichen Nachrichten. Personen von allerley Stand schütteten Dank, Seegen, Privilegien und Wohlthaten über diese Mißionen aus, und sahen die als ewig Verdammte, und Feinde der Jesuiten an, die sich unterstanden, anders zu reden, oder die Feder gegen den Orden zu führen, wenn gleich Wahrheit und Rechtschaffenheit die Triebfeder davon waren. Dies haben die Herren Antequerra und Barzia erfahren; die rachsüchtigen Jesuiten sättigten ihren Haß nicht eher, bis sie den erstern aufs Schavott gebracht hatten, und dem letztern verziehen sie auch nicht einmal im Grabe, sondern zogen ihm eine ewige Beschimpfung zu, wovon er aber jetzo desto mehr Ehre hat, nachdem der Welt, wie er gleichsam mit einem prophetischen Geiste vorausgesagt hatte, die Augen wegen der Jesuiten geöfnet worden. Mit einem Worte, der schlaue Orden brachte es dahin, daß in Spanien, und von allen frommen Seelen in Europa geglaubt wurde, daß den dreyßig Gemeinen in Paragay an Vollkommenheit, guten Sitten, zeitlicher und ewiger Glückseligkeit nichts gleich kä-

me.

me. Man wünschte alle Indianer auf denselben Fuß setzen zu können. In Spanien bildete man sich ein, daß diese vollkommnen Christen, die so zahlreich und von so gebessertem Verstande waren, wenn sie der Krone gleich an baarem Gelde nichts einbrächten, doch einen unendlichen Nutzen schafften, weil ihr Eifer und Gehorsam sie antreiben würde, den Staat gegen alle Arten von Feinden zu vertheidigen. Die Bischöpfe und Statthalter in Indien waren mit sehenden Augen blind, oder ihre Ehrsucht erlaubte ihnen vielmehr nicht, etwas zu sagen, weil sie sich durch Empfehlungen des Ordens immer höher zu schwingen hofften. Sie bezeugten also bey aller Gelegenheit, was für wichtige Dienste diese Indianer geleistet hätten, theils bey der Erweiterung von Paragay, theils bey der Belagerung der Kolonie vom Sakrament, theils bey Anlegung der Vestungswerke zu Buenos Ayres und Monte Video: Die General-Procuratoren des Ordens wußten es sehr geschickt dahin zu bringen, daß diese Arbeiten bey dem Rath von Indien in Rechnung gebracht wurden. Der Hof bezeugte deswegen eine große Zufriedenheit

denheit über das Betragen sowohl der Guarani als ihrer Pfarrer; und war bereit, ihnen alle Gnadenbezeugen wiederfahren zu lassen, die sie sich nur ausbaten.

Inzwischen wußte der Hof wegen der großen Entfernung, und wegen der heimlichen jesuitischen Kunstgriffe nichts von allem, was bereits gesagt ist, und was wir noch mit Abscheu anführen werden: er stellte sich nicht vor, daß alle herausgestrichenen Dienstleistungen falsch waren. Was die Tumulte in Paragay betrift, so rührten solche nicht von dem Ungehorsam der Unterthanen her, denn man konnte sich keine getreuere Unterthanen gedenken, sondern sie wollten nur die despotische Gewalt der Jesuiten unterdrücken, unter deren Joch sie so viele Drangsale ausstehen mußten. Das dieses die wahre Ursache war, wird man allezeit finden, so bald die Sache genau untersucht wird, und man sich nicht für die daraus entstehenden Verfolgungen der Jesuiten fürchtet. Daher kam es, daß die Indianer, welche mit marschirten, um die Unruhen zu stillen, solche aus Haß gegen ihre Tyrannen vielmehr beförderten, und zugleich Schlachtopfer der so sehr beleidigten

leidigten Eingebohrnen des Landes wurden. Was die Kolonie betrift, so rede ich nicht vom Jahre 1735, weil die Guarani die Belagerten nur mit Fleisch unterstützten. Das ganze Verdienst der Indianer läuft also darauf hinaus, daß einige wenige eine Zeitlang bey Anlegung der Vestungswerke ohnentgeltlich arbeiten mußten, weil die Jesuiten solches in Absicht der großen Vortheile, die sie dadurch vom Hofe zu erlangen dachten, nicht viel achteten.

Das zweyte Mittel der Jesuiten sich gegen die Spanier zu schützen war, die Mißionen dahin zu verlegen, wo die Nachbarn nicht sehr auf sie Acht geben konnten. Anfangs wohnten die Gemeinen im Lande Guayra über den Flüssen Paranapane, Ybachiba, und Pirapo. Weil dies aber in der Nachbarschaft der Portugiesen zu St. Paul war, legte man sie über zwey hundert Stunden weiter gegen Süden über die Flüsse Parana und Uragay an, wo sie noch befindlich sind, so daß man über drey hundert Stunden von den Portugiesen, und von den Spaniern noch weiter entfernt war, und diesen die Lust vergieng, die Mißionen

zu besuchen. Denn wer würde sich von Santa Fe und Buenos Ayres (die Kolonie vom Sakrament und Monte Video waren damals noch nicht angelegt) dahin gewagt haben, da man erst den gewaltigen Fluß la Plata paßiren, und auf zwey hundert Stunden durch ein unwegsames Land reisen mußte. Man war über dieses den Anfällen der umher streifenden wilden Nationen, als den Charruas, Minuanes, und Guanoas ausgesetzt, welche die Jesuiten mit Fleiß nicht zum christlichen Glauben bekehrten, damit sie die Gemeinschaft mit den Spaniern verhindern, und ihnen gleichsam zur Vormauer dienen möchten. Auf der andern Seite sind die Spanischen Städte Assumption, Corrientes und Villa ricca nicht weit von den Mißionen entfernt, aber der Zugang zu den Mißionen ist sehr beschwerlich. Gleichwohl war die Nähe Ursache genug für die Jesuiten, daß sie auf ihren Untergang bedacht waren, und sie, wie bereits gesagt worden, als Rebellen anzuschwärzen suchten, ob sie sich gleich als sehr getreue Unterthanen bewiesen.

Nachdem die Gemeinen sich stark vermehrt hatten, sahen die Jesuiten, daß es nöthig

nöthig wäre, neue Kolonien zu errichten, warum legten sie solche aber nicht südwärts, längst dem Uragay an? St. Johann eine Kolonie von S. Michael, S. Angelus eine Kolonie von der Konception, Borgia eine Kolonie von S. Thomas konnten alle am Uragay so angelegt werden, daß man dadurch die ganze Gegend vom Ybicui bis an den Fluß la Plata bevölkerte. Die Gemeine zu Yapeyu konnte mit den vom Rath zu Lima dazu bestimmten vier hundert Familien zurück bleiben, und nebst noch zwey andern Kolonien diese Absicht vollenden. Der Boden war hier weit fruchtbarer, gleichwohl geschahe es nicht; der würkliche Grund davon war, um die Nachbarschaft der Spanier zu vermeiden, die durch ihr böses Beyspiel die vortreflichsten Christen in Teufel verwandeln würden. Dies behaupteten die Jesuiten: ich aber behaupte, daß es nur darum geschahe, damit die Spanier nicht in der Nähe seyn, und hinter die teuflischen Betrügereyen, und gottlosen Streiche kommen möchten, welche die Jesuiten von Anfang an in diesen Mißionen ausgeübt haben.

§. 2.

§. 2.

Drittes Mittel. Man verbietet den Spaniern den Eingang in die Missionen, wenn sie in solche reisen wollen.

Wir haben schon oben im §. 4. des dritten Abschnitts eine fürchterliche Verordnung des Provinzials de Cea gelesen, darin er untersaget, die Spanier ins Land zu lassen. Aber es war noch kein Befehl, der die Patres bey schwerer Strafe dazu nöthigte. Itzt wollen wir hören, wie der Provinzial della Rocca ihnen die Beobachtung dieses Gesetzes unter Strafe des nicht geleisteten heiligen Gehorsams, und einer Todsünde auferlegt. Er druckt seinen donnernden Eifer folgendergestalt aus *):

„Wegen der verdrießlichen und schlim„men Folgen, die schon in den Missionen „durch ihre Verbindung mit andern „Layen und Nachbarn entstanden, weil „die von den Provinzialen meinen Vorfah„ren gegebenen Verordnungen nicht kräf„tig

*) Ebendaselbst. B. 1. S. 235.

„tig genug gewesen, und man vielmehr
„gar zu leicht Fremden den Eingang in
„die Missionen verstattet, habe ich meine
„Schuldigkeit zu seyn erachtet, diesem
„Uebel ins künftige kräftigere Mittel ent-
„gegen zu setzen. Ich habe die Sache mit
„den klügsten, und die Missionen am be-
„sten kennenden Jesuiten in Ueberlegung
„genommen, und gebe demnach mit Ge-
„nehmhaltung der Consulenten folgenden
„Befehl:

„Ich befehle im Namen Christi, und bey
„Strafe des verweigerten heiligen Gehor-
„sams allen gegenwärtigen und zukünfti-
„gen Superioren in den Missionen, wie
„auch den ihnen untergeordneten Jesuiten,
„daß sie ohne meinen und meiner Nachfol-
„ger ausdrücklichen Befehl niemand in
„diese Missionen einlassen, und auch nicht
„erlauben, daß andre es thun, er mag
„seyn, von was für Stand und Würden
„er will, ein Weltgeistlicher, oder ein Mönch,
„ein Spanier, Mestizze, Indianer, Aus-
„länder, Neger oder sonst jemand, der
„hier nicht genannt ist. Bey gleicher
„Strafe befehle ich auch einem jeden unsers
„Ordens, im Fall sich anjetzo jemand von

„obge-

„obgenannten Personen in den Missionen
„befinden sollte, solchen sogleich den Abschied
„zu geben, und aus dem Lande zu weisen.
„Es wird jedoch dieses Gesetz dahin einge-
„schränkt, daß wenn dergleichen weltliche
„Personen mit Sachen für unsre Collegien
„in die Missionen kommen, und deswegen
„abgeschickt worden, es blos in diesem Fall
„den jetzigen oder künftigen Superioren
„erlaubt seyn soll, solchen Personen
„zu gestatten, daß sie in die Missionen
„reisen. Zu dem Ende muß der erste Pfar-
„rer, wenn sie in einer Gemeine ankom-
„men, dem Superior sogleich Nachricht
„davon geben, damit dieser die nöthigen
„Veranstaltungen deswegen treffe.„

„Von gedachtem Befehl werden ferner
„ausgenommen, 1) die Eigenen, (propri)
„oder Chasqui, die gewöhnlichermaßen
„für den Superior der Missionen kommen.
„2) Der Pater Präsident von Cazzapa
„Alphonsus Marcos, dem aus vorzüglicher
„Achtung der Eingang in die Missionen
„erlaubt wird. 3) Ein gewisser Spanier,
„der sich jetzt in der Gemeine zu Corpus
„aufhält, damit er auf das neue Vorwerk,

 „in-

„ingleichen auf die Verfertigung der Schif-
„fe in dieser Gemeine Acht gebe, jedoch
„mit der Bedingung, daß er nicht für
„beständig daselbst wohne. 4) Ein an-
„drer Spanier, der jetzt in der Gemeine zu
„Loreto krank liegt, jedoch nur bis zu seiner
„Genesung. 5) Ein Spanier und ein
„Neger mit seiner Frau, die sich jetzt in Ita-
„pua aufhalten, der erste bis zu Ende seines
„mit der Gemeine geschlossenen Kontracts,
„der andre so lange man es für gut findet,
„und als es wegen der Kirche nöthig ist.
„6) Die weltlichen Personen, die sich ge-
„genwärtig in den vier Gemeinen des
„untern Parana befinden, doch für ihre
„Gefahr, wenn die Gemeinen in Paragay
„sich deswegen empören sollten. Endlich
„sind auch von diesem Befehl ausgeschlos-
„sen, die beyden Gemeinen zu St. Igna-
„tius Guazzu, und zu Nostra Signora da
„Fe, welchen wie bisher geschehen, die
„Gemeinschaft und der Handel mit den
„Spaniern nicht untersagt wird.„

„Ich befehle, daß dieses Gesetz allen Un-
„terthanen der Missionen ausgefertiget,
„in allen Gemeinen bekannt gemacht, und
„daß

„daß es unter die andern Befehle der Pro-
„vinzialen einregistrirt, und an den Reno-
„vationen verlesen werde. Den 17 April
„1725. Ludwig della Rocca.

Wir müssen nothwendig über diesen Befehl des Provinzials Rocca einige Anmerkungen machen. Er sagt zuförderst, man habe von der Gemeinschaft weltlicher Personen mit den Missionen üble Folgen erfahren. Von was für Art waren wohl diese Folgen? Betrafen sie das zeitliche oder geistliche Wohl der Einwohner? Auf das zeitliche Wohl können sie wohl keinen so bösen Einfluß gehabt haben, weil man doch zum Besten der in der Ausnahme angeführten vier Völker eine freye Handlung und Umgang mit den Spaniern erlaubt. Ueberdieses sagt der Provinzial Anton Maboni im Jahr 1742. ausdrücklich:

„Ich bekräftige das Gesetz des Provin-
„zials della Rocca mit allen Special-Ver-
„günstigungen und Einschränkungen, näm-
„lich daß man keinen Fremden ins Land
„lasse, noch die Erlaubniß dazu gebe.
„Man soll sie nur bis an gewisse Vorwerke
„lassen, darüber man sich verabredet, um

„das verkaufte Vieh abzuliefern, und die „Bezahlung dafür zu empfangen. Es „sind jedoch von diesem Gesetz ausgenommen die Gemeinen von St. Cosmo und „Ytapua, welche dasselbe Privilegium genießen sollen, wie die in dem Gesetze erwähnten vier Völker, weil sie sich in grosser Armuth befinden. Unter diesen sechs „Gemeinen dürfen aber die weltlichen „Personen, welche der Handlung halben „zu ihnen kommen, und derentwegen ein „Tambo oder Haus, wo sie während der „Zeit wohnen, errichtet werden muß, sich „nicht über zwey oder drey Tage aufhalten; es müßten denn solche Personen seyn, „bey denen die Klugheit einen Unterschied „zu machen befiehlt.„

Da der Einfluß auf das zeitliche Wohl des Staats keine so üblen Folgen hat, so muß die Gefahr wohl das geistliche Wohl betreffen. Aber auch dieß läßt sich nicht begreifen, weil doch gedachte sechs Völker ein Privilegium haben. Man müßte denn annehmen, daß die Jesuiten auf die Hindernisse des geistlichen Wohls nicht so sehr achten, wenn es auf die Verbesserung der zeit-

zeitlichen Glücksgüter ihrer Unterthanen ankömmt. Wenn in diesen beyden Fällen also keine schlimmen Folgen zu vermuthen sind, so ist nur noch ein dritter Fall möglich, nämlich in Ansehung der politischen Verfassung; Man hielte es vermuthlich dem größten Theil des Reichs nicht zuträglich, eine Gemeinschaft mit den Ausländern zu haben, und erlaubte es blos obgedachten sechs Gemeinen, aus den unten am Ende des Werks anzuführenden Ursachen.

Zum andern heißt es in dem Gesetze, daß die Verordnungen der vorigen Provinzialen nicht hinlänglich gewesen, um den Eintritt der Fremden, und die Verbindungen mit ihnen gänzlich zu hemmen, weswegen der Provinzial Cea, einen geschärften Befehl gab *), und der Provinzial d'Aguirre wiederholte solches im Jahr 1722. von neuen **).

„Ich schärfe die Beobachtung der Ver„ordnung, daß kein Pater in den Missio„nen, ausgenommen die Pfarrer zu St.

 „Igna-

*) Man sehe oben Abschnitt 3. §. 4.
**) Befehle und Briefe der Generale und Provinziale. B. 1. S. 230.

„Ignatius Guazza, und Nostra Signora „da Fe, keinen Menschen, er sey Weltlich „oder Geistlich, oder einen Mönch ohne Er„laubniß des Superiors in die Missionen „lassen soll.„

Drittens sagt das Gesetz, daß es bey der zu leicht ertheilten Erlaubniß, dergleichen Personen in die Missionen zu lassen, nöthig gewesen, einen stärkern Riegel vorzuschieben, um ins künftige mehrern üblen Folgen vorzubeugen. Spanischer Seits hat man den Unterthanen nie verboten, in die Missionen zu reisen, sondern nur sich daselbst häuslich niederzulassen. Die Jesuiten hingegen gaben dergleichen Befehle, sie erlaubten es nur einigen, als eine besondre Freyheit, in die Missionen zu kommen, sie wandten die kräftigsten Mittel an, um es zu verwehren; was für Begriffe machten sie sich also von der Oberherrschaft des Königs von Spanien über ihre Länder? Sie müssen nothwendig einräumen, daß sie sich für unumschränkte Herren des Landes hielten. Sie gaben dadurch den deutlichsten Beweis von dem Daseyn eines Jesuiter-Reichs, daß sie die schlimmen Folgen der Gemein-

schaft

schaft mit Fremden zu verhindern suchten, welche wie gesagt keine andern waren, als daß ihr Reich möchte entdeckt, und zu Grunde gerichtet werden.

Viertens sagt der Provinzial, er habe die klügsten und erfahrensten Patres in den Mißionen zu rathe gezogen, und gebe dieses Gesetz mit Genehmhaltung seiner Consulenten. Wenn wahre Theologen erwägen, worüber man sich berathschlaget, so müssen sie in der That sehr hohe Begriffe von den klugen und erfahrnen Jesuiten, und Consulenten dieser Provinz bekommen.

Fünftens befiehlt er im Namen Christi, (Eine schreckliche Gotteslästerung, in einem so heiligen Namen eine im Grunde gottlose Sache zu befehlen!) und bey schwerer Strafe allen Jesuiten in den Mißionen, keine weltliche und geistliche Personen, sie mögen seyn von was für einem Stande, Nation und Geschlecht sie wollen, ohne Erlaubniß des Superiors ins Land zu lassen. Also gehören nach der Jesuiten Sprache alle Personen, die nicht aus dem Orden sind, zu den Profanen, und zu denen, die keine Achtung verdienen. Daß dieß das Urtheil und die Sprache der

Väter sey, wird unten aus einer andern Stelle noch mehr erhellen.

Sechstens heißt es: daß er bey eben derselben Strafe befiehlt, wenn sich jemand von dergleichen Personen, im Lande befände, solche sofort hinaus zu weisen. Wie wenn sie nun nicht wollten? Das haben die Väter nicht Ursache mit gutem oder durch List zu versuchen, sondern sie sind mächtig genug, um dem, der sich widersetzen will, den Weg mit Gewalt zu weisen.

Siebentens. Diejenigen sind jedoch von diesem Befehl ausgenommen, die in Geschäften der Collegien nach Paragay kommen, sie müssen aber an der Grenze in der ersten Gemeine bleiben. Es sey also allen Spaniern, Geistlichen und Weltlichen, Grafen und Herzogen kund und zu wissen, daß wenn ihnen die Lust ankäme, in die Mißionen zu diesen bezauberten Völkern zu reisen, sie sich zu Buenos Ayres bey dem Pater Ballester, oder zu Santa Fe bey dem Pater Arnal angeben, und um einen Paß anhalten müssen, wodurch sie bis nach Yapegu kommen können; hier müssen sie aber so lange warten, bis der dasige Pfar-

rer

rer Sardelli dem Superior der Mißionen Paßino, der sich zu Candellaria aufhält, Nachricht giebt, um zu vernehmen, ob er dort bleiben soll, oder die Erlaubniß hat, weiter in die Missionen zu reisen, oder ob er wieder nach Buenos Ayres und Santa Fe zurück kehren, und auf eine günstigere Gelegenheit warten soll.

Die andern Ausnahmen von diesem Gesetze sind ohngefähr von derselben Beschaffenheit. Die eine ist, daß Alphonsus Marcos, der Präsident von Cazapa, der Pfarrer von Yuti, und die Indianer ihrer zwey Gemeinen so oft sie kommen, um einen Handel oder etwas dergleichen zu schließen, ungehindert paßiren sollen. Man merke wohl, daß sich diese Erlaubniß nicht auf alle Präsidenten von Cazapa, und auf alle Pfarrer von Yuti erstrecke, sondern nur so lange die damaligen Personen diese Stellen bekleideten, und zwar wegen der besondern Verbindlichkeiten, welche ihnen die Väter schuldig waren, und die jene diesen bezeugten. Die andern zehn Pfarrer der Mißionen der Franciscaner, und ihre Pfarrkinder, nahmen an dieser Gunst keinen

keinen Theil, weil sie keine so großen Anhänger der Jesuiten waren.

Aus allen diesem läßt sich schließen, worinn die gefährlichen Folgen bestunden, weswegen man ein so strenges Verbot für nöthig hielt. Waren denn, möchte ich fragen, alle Pfarrkinder auch gute Christen, weil der Präsident von Cazapa, und der Pfarrer zu Yuti gute Mönche waren? und wenn man die übrigen zehn Pfarrer auch für schlechte Nachfolger des heiligen Franciscus halten konnte, so folgte doch nicht, daß ihre Gemeine aus lauter gottlosen Söhnen der Kirche bestand. Warum schloß man denn diese insgesamt aus, und gab blos jenen den Vorzug? Die Jesuiten können darauf nicht anders antworten, als: Weil wir jenen viele Verbindlichkeiten haben, und sie uns gewogen sind, so redet das Gesetz weder vom Pater Marcos, noch von dem Pfarrer zu Yuti, noch von seinen Indianern, sondern von den übrigen Pfarrern, welche keine solchen Freunde unsers Ordens sind; denn diese könnten, wenn sie ins Land kämen, die Sachen vielleicht aus einem andern Gesichtspunkt ansehen, und ein Gerücht ausbringen, als

wenn

wenn wir hier würklich ein Reich errichtet hätten, wie bereits einige Uebelgesinnte von unserer Gesellschaft ausgesprengt haben.

Was den Spanier betrift, der die Schiffe in der Gemeine zu Corpus bauet, so bringet es wohl keine große Ungelegenheit, wenn er dort bleibet; aber der Kranke zu Loreto macht nur Ungelegenheit, und mag sich also nach erlangter Gesundheit gleich wieder abführen, so wie auch der andre sich in Yatapua so lange aufhalten kann, als für ihn bezahlt ist, sonst würde man ihm solches schwerlich zugestanden haben. Der Neger und seine Frau, welche bey der Kirche gebraucht werden, können so lange da bleiben, als dieses währt; weil alsdenn die schweren Folgen, wovon das Gesetz redet, nicht statt haben. Hier verkenne ich wahrhaftig in allen Stücken, die Väter der Gesellschaft Jesu, die man mir in meiner Jugend, als Muster der Tugend, Weisheit, und der Rechtschaffenheit rühmte.

§. 3.

§. 3.

Viertes Mittel. Man verschafft solchen Personen von Stande und Ansehen, welche dem Orden durch ihre Nachrichten bey Hofe einen Vortheil bringen können, Gelegenheit dazu, und verhindert andere daran, von denen man sich das Gegentheil vermuthet.

Wenn ein Bischof wie Peralta, und ein Königlicher Statthalter, wie Zavola, die Mißionen besuchen, so hat der Orden keinen Schaden davon, sondern sie befördern vielmehr dessen Absichten. Die Jesuiten schmeichelten diesen Herren auf alle Weise, sie beschenkten sie, belustigten sie, und machten ihnen Hofnung, sie auf alle Weise zu höhern Ehrenstellen zu bringen. Diese Herrn stellten also zwar eine Visitation an, und sahen alles, aber sie bewunderten es nur, und billigten es blindlings. Sie redeten kein Wort mit den Indianern, sondern hörten blos auf die Jesuiten, deren Aufführung bis in den Himmel erhoben ward. Ihr Eifer in Ausbreitung des Christenthums übertraf selbst die ersten Christen, und ihre Treue gegen den Kö-

nig

nig war ohne Beyspiel. Es lebt noch zu Buenos Ayres Dominicus Bozzo, der den Peralta als Sekretär bey der Visitation begleitete; aus seinem Bericht davon; läßt sich schließen, was man sich von andern Visitationen solcher Bischöfe, die zwar keine eingewurzelte doch selbst gefaßte Vorurtheile für die Gesellschaft hegen, zu versprechen hat. Allein da man sich bey einer Entfernung von zwey tausend Meilen, nicht so leicht von der Parteylichkeit überzeugen kann; und der Bericht eines Bischofs oder Statthalters, die sich für Augenzeugen ausgeben, allezeit von großem Gewicht ist, so läßt sich leicht urtheilen, daß die Visitationen solcher Personen, die dem Hofe etwa von den Betrügereyen der Jesuiten Nachricht geben könnten, dem Orden nicht sehr angenehm sind.

Wenn daher solche Bischöfe als der Prälat Cardenas, und solche Statthalter, als der Herr Bariia zu den Visitationen kommen sollen, deren wahre Absicht ist, die ihnen bekannten erstaunlichen Misbräuche abzuschaffen, so weiß man von Seiten der Jesuiten die Unmöglichkeit der Sache, die unglaublichen damit verknüpften

ten Kosten, und die unübersteiglichen Hindernisse nicht lebhaft genug abzuschildern. Bleibt es nichts desto weniger bey dem Entschluß, eine Visitation anzustellen, so suchen sie allen möglichen Widerstand, Verwirrung und Unruhe zu erregen. Daher kam, wenn man auf den Grund der Sachen geht, dasjenige, was die Jesuiten für Empörungen in Paragay ausgaben. Man untersuche den Procoß des Antequerra, und lese die Acten des Bariia, und aller derer, welche die Jesuiten ihre Nacheiferer nennen, so wird sich entdecken, daß sie es dahin brachten, die Völker von Parana von diesem Regiment abzureissen, und unter das von Buenos Ayres zu bringen, weil sie befürchteten, daß bey denen wegen der Nähe leicht Visitationen angestellt werden könnten. Diese Absicht ließ sich bey der Entfernung von Buenos Ayres völlig erreichen: es hätte sich kein Bischof zur Visitation bereitwillig finden lassen, wenn die Jesuiten ihn nicht selbst dazu eingeladen hätten, wie bey dem Peralta und Zavala geschahe; weil die Bischöfe das Geschäft der Firmelung insgemein den Jesuiten von Paragay überließen.

Die

Die Visitation mochte nun aber geschehen, auf was Art sie wollte, so hatte sie doch keinen Nutzen, wenn die Jesuiten nicht aufrichtig dabey zu Werke giengen. Wollte man behaupten, daß dieses geschehen, so antworte ich gerade das Gegentheil, und beweise mit den eignen Worten des Pater Visitators Anton Garriga, daß sie ausdrücklichen Befehl dazu hatten*).

„Da aus der Vermehrung des Kirchen„geräthes, und der Kleider derer, die zu „den Congregationen, Soldaten, und Tän„zern gehören, allerley Ungelegenheiten ent„stehen könnten, und damit die Bischöfe „oder Visitatoren, wenn sie die Bücher der „Sakristey sehen, nicht daher Gelegenheit „nehmen mögen, allerley unsern India„nern nachtheilige Entschließungen zu fas„sen; so soll ein besonders Buch blos für „die Provinzialen gemacht werden, wenn „sie zur Visitation kommen, darinn alles „Silbergeräthe nach seinem Gewicht und „Werthe verzeichnet ist; desgleichen wird „alles was zu den Kirchen- und Altarorna„ten,

*) In den Verordnungen und Briefen, B. 2. S. 14.

„ken, Meßgewanden u. s. w. gehört, stück-
„weise nach seiner Beschaffenheit darinn
„angeführt, ferner auch alle Kleider und
„Schmuck der Kirchendiener, Solda-
„ten und Tänzer, wie sie solche bey feyerlichen
„Gelegenheiten tragen. Alle diese Sa-
„chen muß der Provinzial untersuchen, um
„allem Ueberfluß, und Misbräuchen, die
„hierbey einreißen könnten, vorzubeugen.
„Dieses Buch ist also blos zu seinem Ge-
„brauch bestimmt, wenn er kommt, um
„Untersuchungen anzustellen. Bey den
„Visitationen der Bischöfe bleibt es bey
„dem Buche, welches jederzeit zu ihrem
„Behuf in Bereitschaft gehalten wird.„

Wozu sollen also die Visitationen der Bischöfe, wenn man ihnen bey der einzigen Sache, die sie untersuchen, einen solchen blauen Dunst vormacht, oder wie man im Sprichwort sagt, die Katze im Sack verkauft. Ich sage mit Fleiß die einzige Sache, welche sie untersuchen, weil es mit den Worten des obgedachten Garriga übereinstimmt. Er schreibt unter andern*):

„Man soll den Bischöfen und Visita-
„toren in allem was die Sakramente,
„Taufe,

*) Ebendaselbst. B. 2. S. 5.

„Taufe, Brüderschaften und das Amt der
„Pfarrer anbetrift, keine Hindernisse in den
„Weg legen, weil es billig ist, und zu ih-
„rem aufhabenden Amte gehört. Woll-
„ten sie aber auch wegen der Sitten und
„des Wandels der Mitglieder unsers Or-
„dens Untersuchungen anstellen, so ist dies
„nicht zu erlauben, sondern auf alle Weise
„und auch durch gerichtliche Handlungen
„zu verwehren, weil wir auf die Aufrecht-
„haltung unserer Privilegien, und auf die
„vom Könige erhaltene Freyheiten sehen
„müssen. Bestünden sie aber darauf, ir-
„gend etwas vornehmen zu wollen, das
„den Schein einer Untersuchung der Sit-
„ten und des Wandels hätte, so soll
„den Indianern befohlen werden, daß sie
„ihnen auf keinerley Weise zur Fort-
„setzung der Reise in die Mißionen behülf-
„lich sind.„

Dies letzte Verfahren hilft mehr als alle Protestationen in der Welt, und zeigt uns zugleich das kräftige Mittel, wodurch die Jesuiten alle kluge Veranstaltungen unserer Obern vereiteln, wenn solche mit ihrem System und Absichten nicht übereinstimmen. Sie befehlen den Indianern,

die Waffen wider ihren König zu ergreifen, und den Bischöfen auf den Reisen zur Visitation nicht fortzuhelfen, wodurch diese keinen Schritt weiter thun können, und der König keinen Gehorsam erhält, wenn er nicht Gewalt braucht, eine Armee schickt, und andre Hülfe sucht. Dies sind reelle und keine speculativische Beweise des Systems der Jesuiten, weil die Fälle würklich vorgefallen sind.

Es ist aber nicht genug, daß die bisher erwähnten Befehle und Verordnungen gegeben sind, sondern man fordert auch einen vollkommnen Gehorsam und genaue Beobachtung derselben, wie aus folgenden Worten des Vaters Anton Maconi erhellet: *)

„Ich versichere Eu. Ehrwürden, daß „auf Ihre eifrige Bemühungen unschätzbare „Belohnungen warten, wenn solche durch „Standhaftigkeit und vollkommne Beob„achtung ihrer Pflichten gekrönt werden, „und wenn Sie mit gesammter Hand alles „zu erfüllen suchen, was sowohl die Con„stitution und Regeln unsers Ordens, als „die

*) Ebendaselbst B. 1. S. 302.

„die besondern von unsern Vorfahren in Ab-
„sicht auf die Mißionen gemachten Verord-
„nungen betrift, deren standhafte Dauer
„und Aufnahme beydes in geistlichen und
„weltlichen Dingen, nicht nur von den
„geschriebnen Gesetzen abhängt, sondern
„auch von der völligen Ergebung, und
„Unterwürfigkeit des Willens der Unter-
„gebenen gegen ihre Obern. Denn der
„Mangel des Gehorsams ist die wahre
„Ursache alles Schadens und des Umstur-
„zes unserer heiligen Republik.„

Ich möchte wohl fragen: ob es nicht
ein Beweis der größten Unwissenheit und
Dummheit ist, wenn die gemeinen Jesui-
ten dem Willen ihrer Superioren in den
unbilligsten und unvernünftigsten Dingen
folgen, z. E. wenn ihnen befohlen wird,
daß sie den Bischof bey den Visitationen
mit falschen erdichteten Büchern hinterge-
hen, und das wahre für die Visitation
ihres Provinzials aufheben sollen; daß sie
wenn der Bischof nur einen Fingerbreit
weiter greift, als es die Privilegien des
Ordens erlauben, sich des weltlichen Arms
bedienen sollen, ihn daran zu verhindern,
und den Indianern befehlen, ihm die

 noth-

nothwendigsten Bedürfnisse, ohne welche er in diesem Lande nicht leben kann, zu versagen; daß sie den Verstand der Indianer so viel möglich verdunkeln, ihnen falsche Begriffe beybringen, und solche sehr wahrscheinlich machen; daß die Jesuiten das Amt der Pfarrer übernehmen, welches den Gesetzen ihres Instituts gerade entgegen läuft, und daß sie die Verwaltung der weltlichen Güter übernehmen, welches dem geistlichem Stande widerspricht; daß sie mit fremden Gütern ohne Erlaubniß des rechtmäßigen Herrn, blos nach Willkühr des Provinzials schalten und walten, daß sie Civil-Processe über das Eigenthum, und Güter der Privatpersonen richten, in Criminalsachen Urthel abfassen, und solche den eigentlichen dazu bestellten Richtern nehmen; daß sie Kriegsübungen anstellen, und die Indianer abrichten, um das Land gegen die Spanier zu vertheidigen, denen es doch von Gott und Rechtswegen zukommt; daß sie die Indianer abhalten, sich mit den Spaniern zu vereinigen, und sie ermahnen, ihrem betrügerischen Vorgeben kein Gehör zu geben; daß sie keinem Spanier, er sey ein Weltgeistlicher

oder

oder Mönch, den Eintritt in die Mißio-
nen erlauben, welche doch eigentlich unter
spanischer Bothmäßigkeit stehen; daß die
Indianer mit Spießen und Bogen in die
Kirche kommen müssen, und im Fall es
nicht geschieht, gestraft werden; daß
die Jesuiten Oberaufseher des Kriegswe-
sens sind; daß sie sich kein Gewissen ma-
chen, eine Sprache gründlich zu lernen,
die der König gleichwohl abgeschafft ha-
ben will; daß sie nicht erlauben, daß die
Indianer blos für ihre Unterhaltung und
Kleidung arbeiten dürfen, sondern solche
unter dem Vorwande des gemeinen Be-
stens zwingen, blos zum Nutzen des Or-
dens zu arbeiten, ob es den Jesuiten gleich
höchst unanständig ist, da sie das Gelübde
der Armuth gethan haben, des siebenden
Gebots du sollst nicht stehlen, nicht einmal
zu gedenken; daß sie nicht zugeben, daß
die Indianer gesitteter und feiner werden;
daß der Pfarrer dem Indianer, der seiner
Frau einigen Putz kauft, solchen nehmen,
und ihr schlechtern dafür wieder geben
darf, und was dergleichen hin und wieder
in dieser Schrift mit den eignen Worten an-
geführte Befehle mehr sind. Die Jesuiten,

welche ihren Superioren in dergleichen Dingen blindlings gehorchen, müssen sehr niedrig und kriechend denken, um nicht noch etwas schlimmers zu sagen. Dieser blinde Gehorsam dient inzwischen dazu, das Reich der Jesuiten aufrecht zu erhalten, welches aber keinesweges das Reich Gottes ist, sondern letzteres vielmehr durch solche den göttlichen Gesetzen gerade entgegen laufende Gesetze aufhebt.

Jedoch unser Urtheil muß hier wohl dem Urtheil der Jesuiten nachstehen. Keine Sache in der Welt ist so wichtig, als daß deren Wohl und Nutzen nicht dem Vortheil des Ordens nachgesetzt werden sollte, und müßte. Ein Mitglied, das sich untersteht anders zu denken, ist ein Meineidiger, ein Friedensstörer, der aus dem Orden gestoßen, und für den größten Bösewicht gehalten werden muß. Daß der Orden so denkt, erhellet aus folgendem.

Der Pater General Johann Paul Oliva erließ unterm 17ten Junius des Jahrs 1662 ein Circular-Schreiben an alle Mitglieder, welches also anfängt: „Wie sehr „der Orden es als eine Pest eines guten Re„giments verabscheuet, daß die Unsrigen „sich

„sich die Gunst und den Schutz solcher „Personen, die nicht zum Orden gehören, „zu erwerben suchen. rc.„ In diesem Briefe werden alle diejenigen mit ernstlicher Strafe bedroht, die sich dieses Schutzes dazu bedienen, daß den Superioren die Regierung des Ordens dadurch schwer gemacht wird. So bald als dieser Befehl in den Mißionen in Paragay bekannt wurde, schickte man einige Zweifel zur fernern Erörterung nach Rom, worauf gedachter Oliva untern 30sten Nov. 1665 antwortete. Ueber den zweyten vorgelegten Zweifel erklärt er sich folgendergestalt:

„Es wird gefragt: ob es wider die obgedachte Verordnung laufe, wenn ein Jesuit weiß, daß der Superior über eine „Sache, die das Beste der Provinz, der „Collegien, oder Ordenshäuser betrift, „mit dem Statthalter, Bischof, Präsidenten oder einem andern Königlichen „Minister in Tractaten begriffen ist, daß „er solche alsdenn bey gedachten Personen „entweder durchzutreiben, oder zu verhindern suche. Hierauf antworte ich: wenn „die Sache von Wichtigkeit ist, und dadurch die gute Ordnung in dem Orden

„verhindert wird, so sündigt er wider den „Befehl; sucht er, um die Sache desto „kräftiger zu hintertreiben, den Provinzial „oder den Superior bey gedachten Perso„nen anzuschwärzen, und zieht dadurch der „Provinz des Ordens große Ungelegen„heiten zu, so ist er als ein Aufrührer und „Friedensstörer des Ordens anzusehen.„

Diese Vorschrift scheint dem ersten Ansehen nach wichtig, der Klugheit, und den göttlichen Gesetzen gemäß: es ist aber ein heimliches und gefährliches Gift darunter verborgen, wie ich zeigen werde, und verräth uns, was in dem politischen System des Ordens verborgen ist. Wir wollen die Gesetze mit der Ausübung derselben selbst vergleichen. Die Höfe zu Madrit und Lissabon schlossen z. E. einen Vergleich mit einander, darin wegen der Grenze in Amerika einige Veränderungen gemacht wurden. Spanien trat unter andern einen Strich der Mißionen an Portugal ab, und der König schickte einen Gevollmächtigten mit scharfem Befehl dahin, daß die Länder aufs schleunigste und ohne auf die Klagen und Vorstellungen des Statthalters, des Bischofs oder der Jesuiten zu hören, geräumt werden sollten.

Der

Der Provinzial, seine Consulenten, und alle Jesuiten hätten ein äuserstes Mißfallen über diesen Befehl, und faßten den Entschluß, daß sie nicht verbunden wären, dem König zu gehorchen. Um ihre Absicht gewiß zu erreichen, war kein anderes Mittel, als durch eine List Hinderniße in den Weg zu legen, und Zeit zugewinnen. Zu dem Ende unterredete sich der Provinzial sowohl mit dem königlichen Gevollmächtigten, als dem Statthalter und Bischofe, stellte ihnen die vielfältigen Hinderniße vor, und sagte: er könne und dürfe keinen Schritt in der Sache thun, bis der König von allem hinlänglich unterrichtet wäre. Dieses erfuhr ein Jesuit zu Buenos Ayres, der rechtschaffen, klug und uneigennützig war, die Wahrheit liebte, und als ein eifriger Unterthan des Königs dachte. Er suchte obgedachte Personen eines andern zu überzeugen, und sagte, sie sollten auf die wunderlichen Schwierigkeiten des Provinzials nicht hören, weil die Vollziehung des Traktats der Billigkeit gemäß wäre, und die Unordnungen nicht nach sich zögen, welche die Consulenten des Provinzials zu

Cordova

Cordova nur ersonnen hätten, um Zeit zu gewinnen, die Sache in die Länge zu ziehen, und dadurch endlich gar zu hintertreiben. Gleichwohl brachte der Pater Provinzial es würklich dahin, daß alles was zum vorgewendeten Schaden seiner Provinz gereichen sollte, nicht geschahe, und es wurden die unanständigsten Kunstgriffe zur Schande des Provinzials und seiner Consulenten aufs Tapet gebracht. Nach der Verordnung des Generals Oliva begieng jener rechtschaffene Jesuit eine Todsünde, und mußte für einen Friedensstörer, in Ansehung des Ordens gehalten werden; aber nach göttlichen Gesetzen und nach der gesunden Vernunft, handelte er seinen Pflichten gemäß, und bewies sich als ein getreuer Unterthan des Königs.

Man wundre sich nur nicht über den Befehl und eine solche Denkungsart des Oliva, da nach dem Schluß der siebenten allgemeinen Versammlung des Ordens, niemand etwas über den General zu befehlen hat, als der Pabst. Dieser Satz folgt ausdrücklich aus dem zwanzigsten Satz, wo die Rede von den Empfehlungen

gen

gen der Sachen an die Obern ist. Diejenigen, heißt es, sollen blos ausgenommen seyn, die wegen ihrer Herrschaft und Sorge für die ganze Römische Kirche, auch Gewalt über den Orden haben.

Wann die katholischen Mächte diese Art zu schließen einräumen, so geben sie dadurch zu erkennen, daß sie in Ansehung der Jesuiten keine unumschränkte Herrn sind, und daß die Jesuiten keinen andern König erkennen dürfen als den Pabst. Wiewohl es so mit dem Orden beschaffen ist, daß wenn der Pabst ihm etwas, das ihm nicht gefällt, befiehlt, es auch heißen wird, daß er nicht Oberster Befehlshaber oder König darüber seyn kann. Als der Pabst verschiedene Befehle über die Chinesischen Gebräuche gab, welche den Jesuiten nicht anständig waren, habe ich sehr viele mit größter Dreistigkeit darüber reden und schimpfen hören. Dies bekräftiget eine Stelle aus einem Briefe des Generals Tamburini vom 27sten Sept. 1723 wo es heißt: „Ich habe durch wiederholte „und sichere Nachrichten erfahren, daß „einige Mitglieder unsers Ordens, sich

„viele

„viele Freyheiten herausgenommen, und „in Gegenwart weltlicher Personen, mit „größter Dreistigkeit und Verächtlichkeit „von den Chinesischen Gebräuchen geredet „haben, ohne auf die Ehrfurcht und den Ge- „horsam zu achten, die wir den Entschlies- „sungen des heiligen Stuhls, und den „Verordnungen wegen der gedachten Ge- „bräuche schuldig sind.„

§. 4.

Fünftes Mittel. Man bedient sich einer unbekannten Sprache, und sucht sich in gute kriegrische Verfassung zu setzen.

Das fünfte Mittel war, sich auf die Zukunft gegen alle widrige Zufälle, die dem Reiche den Untergang bringen konnten, in Sicherheit zu setzen. Um diesem traurigen Fall vorzubeugen, wurden vornemlich zwey Dinge veranstaltet; das eine war die Landes-Sprache beyzubehalten, welche keine Ausländer, sondern nur die Jesuiten, welche sie lernen, verstehen. Man verbot die Einführung der Spanischen Sprache, so sehr der Hof auch darauf drang,

drang, damit wenn es diesen mit der Zeit einmal einfallen möchte, die Regierung der Indianer auf einen andern Fuß zu setzen, sich keine andere Priester fänden, denen man diese Gemeinen anvertrauen könnte, und wollte man alsdenn neue Maasregeln ergreifen, so würde dazu so viele Zeit erfordert, daß es den Jesuiten nicht schwer fallen würde, durch ihre List und Verzögerung der Sache alle Absichten des Hofes zu vereiteln.

Auf der einen Seite ist nicht zu läugnen, daß die von den Jesuiten in diesem Lande beybehaltene Sprache der Guarani einige besondre Provinzial Wörter und Dialekte ausgenommen, so weit ausgebreitet ist, daß man im Fall es ein Ernst wäre, schon so viel Weltgeistliche und Mönche finden würde, als man nach Verjagung der Jesuiten aus ihrem Reich zur Besetzung der Pfarrstellen gebraucht. Allein da sie ihre Gränzen, weiter als wo diese alte Sprache geredet wird, ausgebreitet haben, so ist ihr Endzweck doch von der Seite erreicht worden. Niemand als die Jesuiten versteht die Sprache der andern Indianischen Nationen als der Chiquiti,

Mochi,

Mochi, und so vieler andern, die unter Jesuitischer Herrschaft am Oronocco und in Maynas stehen. Hätten die Indianer dem Königlichen Befehl gefolgt, so redeten jetzt alle diese indianischen Nationen spanisch: aber dies hätte gar zu augenscheinliche Folgen gehabt, die der Erhaltung des Reichs der Jesuiten schädlich gewesen wären.

Dieses Befehls ungeachtet, züchtiget man die unglücklichen Indianer vielmehr, welche sich einige Zeit in den spanischen Staaten aufgehalten, und sich unterstanden haben, spanisch zu reden. Ich könnte dieses eydlich bestärken, und viele Beweise davon anführen, wenn es nicht alle Spanier und Portugiesen wüßten, die bey der letzten Expedition in Paragay gewesen. Es wäre die größte Unwissenheit, wenn einer das Gegentheil behaupten, und mein Angeben läugnen wollte.

Das andre Mittel, um sich gegen die Spanier in Verfassung zu setzen ist, sich mit Artillerie, Flinten, kurz mit allen Offensiv- und Defensiv-Waffen wohl zu versehen, die Indianer im Gebrauch derselben zu unterweisen, ein geübtes Heer

von ihnen zu errichten, Magazine von Mund- und Kriegsvorräthen, Pulverthürme, und Fabriken zu allen Kriegsmunitionen anzulegen. Wir haben schon oben im dritten Abschnitt des 4. §. etwas davon geredet, hier will ich nur noch die militarischen Verordnungen des Pater Visitators Andreas de Rada beyfügen *).

„Ich Superior der Mißionen. Frie„de sey mit euch. Ich erachte es für nö„thig, Eu. Ehrwürden und allen in den Re„ductionen sich aufhaltenden Jesuiten zu „melden, daß nachdem man das Gutach„ten Eu. Ehrwürden und Ihrer Consulen„ten erwogen, und mit den andern Je„suiten in der Provinz überlegt hat, der „Schluß gefaßt worden, folgendes in die„ser so wichtigen Sache zu verordnen:

„Zuförderst sollen in jeder Reduction „eine oder zwey Compagnien Soldaten „mit Spießen und Schilden errichtet wer„den. Man soll dazu die herzhaftesten „aussuchen, und solche wohl üben, daß „sie mit der Lanze geschickt umzugehen, „und sich mit dem Schilde gehörig zu „schützen

*) Ebendaselbst. B. 1. S. 36.

„schützen wissen. Sie müssen starke und
„in Scharmützeln geübte Pferde haben,
„die sich weder für den Schall der Pauken
„und Trompeten, noch für das Feldge-
„schrey und Geklirre der Waffen scheuen,
„und dadurch beym Angriff das Heer in
„Unordnung bringen. Auf jeden Caval-
„leristen sind zwey Pferde von dieser Art
„zu rechnen, die zu keiner andern Arbeit
„zu gebrauchen, sondern an einem beson-
„dern Orte zu unterhalten sind, damit
„man sie auf den ersten Wink haben kann.
„Es wäre auch gut, wenn jeder Cavalle-
„riste außer den Spieß und Schild einen
„Helm und Stiefeletten von der Ochsen-
„haut hätte, die ihnen vom Halse und
„Nacken auf dem Rücken herabhängt, der-
„gleichen die Soldaten in Chili und viele
„Spanier mit großem Nutzen bey ihren
„Feldzügen tragen. Die Waffen müssen
„gut gemacht und so auf den Leib ange-
„paßt seyn, daß ein jeder sich bequem
„darinn bewegen kann, ohne daß ihn et-
„was hindert.

„Es ist eine gemeine Klage, daß Bo-
„gen und Pfeile über das Feuergewehr
„ganz in Vergessenheit gerathen, und
„daß

„daß man kaum einen geschickten Bogen-
„schützen findet. Ich trage deswegen
„Eu. Ehrwürden auf, diese den Guarani
„so gewöhnliche und gleichsam National
„Uebung wieder in Gang zu bringen,
„und die Einwohner solche fleißig treiben
„zu lassen. Jeder Indianer soll funfzig
„Pfeile, zwey Bogen, und vier Sehnen
„dazu in Bereitschaft halten, und bey je-
„der Musterung der Bogenschützen, soll
„genau nachgesehen werden, ob sie die
„vorgeschriebne Zahl der Waffen haben,
„und ob sie auch in gutem Stande sind.
„Ueber dieses soll in jeder Reduction, oder
„in jeder Gemeine, außer den Bogen,
„Pfeilen, und Sehnen, die ein jeder für
„sich halten muß, noch ein gemeinschaft-
„liches Magazin angelegt werden, darinn
„bey einem unvermuthet entstehenden
„Auflauf, gleich fünf bis sechs tausend
„Pfeile, und nach Proportion der Bogen-
„schützen einer Gemeine auch Bogen und
„Sehnen, bereit liegen; und zwar so,
„daß man allemal lieber zu viel als zu we-
„nig in Verhältniß der Mannschaft vor-
„räthig hat.„

„Nach der Anzahl der Gemeine soll auch in einer jeden eine Compagnie Schleuderer errichtet werden, und zwar in den kleinen Gemeinen nicht unter funfzig, und in den größern nicht unter hundert, nach Proportion der Gemeinen werden sie ver- verstärket; weil man dieses für das beste Vertheidigungsmittel, und für die stärkste Batterie gegen den Feind hält. Ein jeder dieser Schleuderer soll bey der Musterung dreyßig spitzig gearbeitete Steine und zwölf Schleudern angeben, und in den Magazinen ist ein so großer Vorrath als möglich davon zu halten.„

„Alle Sonntage gegen Abend, sollen „die Compagnien ihre Uebungen in den „Waffen anstellen, und die sich am mei„sten im Werfen der Spieße, mit dem Bo„gen, oder mit der Schleuder hervor thun, „kleine Prämien bekommen. Zu Ende „eines jeden Monats wird nach alter Ge„wohnheit die Musterung angestellt, und „insonderheit darauf gesehn, ob jede „Compagnie weiß, wie sie den Angriff „thun, sich vertheidigen, und gemeinschaft„lich mit andern agiren soll.

„Die

„Die Uebungen mit den Säbeln und
„hölzernen Schilden sind ebenfalls häu-
„figer anzustellen, weil es viel zu ei-
„nem glücklichen Angrif beyträgt, und
„eine gute Schutzmauer für die Bogen-
„schützen abgiebt. Anstatt der Säbel
„sollen breite Degen eingeführt werden,
„weil der Hieb damit gewisser ist, und
„man sowohl im Angriff, als bey der
„Vertheidigung weiter damit um sich
„greifen kann. Die Degen sollen aber
„kurz seyn, weil man solche bey der Ge-
„genwehr leichter und gewisser führen kann.

„Die Spionen, welche um alles genau
„zu beobachten, an die Grenzen der drey
„Reductionen, Corpus, St. Xaver,
„und Yapegu abgefertiget werden, soll
„man fleißiger und mit mehrerer Sorgfalt
„abschicken. Zuweilen soll man andere
„über die Berge und benachbarten Felder
„gehen lassen, ohne weitere genaue Be-
„stimmung, als überhaupt die Absichten
„und Bewegungen des Feindes zu beob-
„achten. An den Grenzen soll auch ein
„oder zwey Stunden vor Tages Anbruch
„die Trommel geschlagen werden, damit
„der Feind merke, daß man auf der Hut ist.

„Weil es auch oft nöthig ist, Pallisaden „anzulegen, oder einen Weg über die Ge„bürge zur Vertreibung der Feinde zu bah„nen, so soll in den Magazinen jeder Re„duction eine hinlängliche Anzahl von „Hauen, Grabscheiten und andern dazu „nöthigen Werkzeugen unterhalten wer„den, um sich ihrer im Nothfall bedienen „zu können.

„Diese Verordnung wird Ew. Ehrwür„den allen Reductionen bekannt machen, „in jeder eine Kopie davon lassen, und „mir den Empfang derselben, und die „Vollstreckung nächstens melden. Wenn „der Superior die Visitation in den Re„ductionen anstellen wird, so soll er Acht „geben, wie die Einrichtungen getroffen „worden, auf die Vollziehung aller Punkte „dringen, und mir alle sechs Monate Nach„richt davon ertheilen. Gott nehme Ew. „Ehrwürden in seinen Schutz ꝛc. Cor„dova, den 17ten Nov. 1666.„

Andreas de Rada.

Wenn ich alle das Kriegswesen betreffende Verordnungen dieses und andrer Provinziale beybringen wollte, so würde ein

ein so großes Werk daraus entstehen, der- gleichen die ansehnlichsten Mächte von Eu- ropa nicht haben. Ich will mich nicht länger bey den Waffen und Soldaten aufhalten, das bisher angeführte mag genug seyn, weil es hinlänglich beweiset, wie sehr sich die Jesuiten der Waffen bedienet haben, um sich mit Gewalt zu widersetzen, wenn sich die Spanier etwa einfallen lassen möchten, ihr Reich zu zerstöhren.

§. 5.

Sechstes Mittel. Die große Einig- keit der Jesuiten unter sich.

Das Sechste Mittel, um das Reich in Paragay wider die Spanier aufrecht zu er- halten, beschreibt uns der Provinzial Jo- seph Aguirre am besten in folgenden Worten:

„Ich habe viele besondre Ursache, war- „um ich die Einigkeit, und brüderliche Lie- „be der Ordensbrüder unter sich so sehr „empfehle. — Die dritte ist, weil unsre „Mißionen vom ersten Anfange ihrer „Gründung an, von dem Teufel und den „Menschen dieser Welt verfolgt worden, „weil sie viel zu gewinnen glauben, wenn

„sie das herrliche Regiment verändern, „wodurch unser Orden die Indianer bisher „so wohl in geistlichen als weltlichen Din„gen auf eine so vernünftige Art regiert „hat. Um diesen fürchterlichen und mäch„tigen Feinden zu widerstehn, ist es noth„wendig, daß unter den Mißionarien eine „vollkommne Liebe und Einigkeit herrsche, „und daß sie gleichsam ein einträchtiges „und wohl geordnetes Heer ausmachen.„*)

Für Jesuiten, die entschlossen sind, sich den Spaniern auf Kriegsmanier zu widersetzen, wenn selbige sie auf Königlichen Befehl aus dem Lande jagen wollten, schickt sich eine solche Ermahnung. Da aber nicht jede Eintracht auf christliche Liebe gegründet ist, so scheint mir diese Ermahnung liebreich unter einander zu seyn, und solches dadurch zu beweisen, daß sie zusammen halten, und sich allen, die ihr ärgerliches unerlaubtes Regiment stören wollen, mit Macht widersetzen, ein Mißbrauch der Religion, und eine boshafte Anwendung und Verdrehung der Worte. Das heißt die Einigkeit zu Sachen anwenden, die der christlichen Liebe und Eintracht

ganz

*) Ebendaselbst. B. 1. S. 219.

ganz zu wider sind. Diese Tugend macht aus liebreichen Menschen, keine fürchterliche, sie sucht solche sanft und gefällig, und nachgebend zu machen, damit sie nicht böses mit bösem vergelten, sondern durch Güte überwinden, damit sie keinem das Seinige beneiden, und alles ertragen ꝛc.

Der Provinzial ist nicht der einzige der solche gottlose Grundsätze hegt, sondern der General Franz Retz drückt sich auf dieselbe Art in einem lateinischen Briefe aus:*)

„Um von der Liebe anzufangen, so habe ich oft bey mir gedacht, woher unsre „aus so vielen Nationen zusammen gesetzte „Gesellschaft, sich zu einem so ansehnlichen Körper erhoben, und ein großer „Weinberg des Herrn geworden; ich finde, „daß bey diesem Werke, das unter göttlichem Seegen zu Stande gekommen, die „Einigkeit, vermöge welcher die Gesellschaft „zu einem Zwecke arbeitet, das meiste beyträgt, und daß solcher nicht erreicht „wird, wenn die Glieder sowohl mit ihrem „Haupte als unter sich nicht übereinstimmen. Durch ein solches unzertrennliches „Band der Liebe wird unsre Gesellschaft „fürchterlich wie ein wohlgeordnetes Kriegs-

 „heer;

*) Ebendaselbst im 1 B. S. 22.

„heer; wenn wir, gleichwie ein Leib in Chri=
„sto, also auch ein Geist sind, wenn wir so in-
„niglich fest mit einander vereinigt und
„gleichsam verknüpft sind, daß alle Herzen ei-
„nerley Meinung hegen, und die heiligen
„Verordnungen, welche unsere Väter in gros-
„ser Einigkeit gegeben, standhaft beobach-
„ten und vertheidigen. Gewiß wir ha-
„ben uns für nichts mehr zu fürchten, als
„wenn sich in den Provinzen und Collegien
„einige befinden, die der heilige Geist Män-
„ner der Zwietracht nennt, und Söhne sind,
„welche im Schooße ihrer Mutter mit ein-
„ander streiten. Wofür hat man sich mehr
„in Acht zu nehmen, als für Bitterkeit,
„Unruhen, und den Parteyengeist? Was
„ist gefährlicher als Zank und Spaltun-
„gen unter Brüdern? Heißt das nicht die
„Eintracht der Religion durch Zwietracht
„beleidigen, und ihren Grund untergra-
„ben? Wir fürchten das Heer der Fein=
„de nicht. Es ist bis auf unsre Zeiten
„gegen diese Burg gestritten worden,
„aber der Herr stärkt uns durch seine
„Kraft, daß wir durch keinen Sturm
„untergehen, (wer sich aber gewagt
„hat, diese Burg anzugreifen, hat es
„theuer bezahlen müssen, und ist von dem
„Orden

„Orden unterdrückt, oder noch im Grabe
„verunehrt und beschimpft worden,) uns
„kann von außen nichts beunruhigen,
„wenn wir innerlich wohl stehen, und
„in brüderlicher Eintracht bey ein-
„ander wohnen. (Gleichwohl hat der
„Hof zu Lissabon den Orden bey aller sei-
„ner Einigkeit, auf eine nachdrückliche
„Weise beunruhigen können.) Wie wenn
„nun innerliche Unruhen entstånden?
„Das würde unsrer Mutter (nemlich dem
„Orden) die größte Kränkung seyn, wenn
„sie gegen auswärtige Feinde fürchterlich
„wäre, und innerlich den Schmerz ihrer
„Wunden fühlte. Das bisher unzertrenn-
„lich gewesene Reich würde zerfallen; Die
„Stadt Jerusalem würde untergehen, und
„niemand seyn, der ihr aufhülfe. Ihr
„sehet also, meine geliebten Brüder, wie
„sehr ihr euch der Liebe untereinander beflei-
„ßigen müsset. rc.

Wenn man diesen Brief genau unter-
sucht, so liegt unter der so sehr empfoh-
lenen Eintracht, eine fürchterliche Kirchen-
spaltung, und eine höchst schädliche Ketze-
rey verborgen. Eine solche Ermahnung
zur Eintracht schickt sich nur im Munde
des

des Pabstes, als des Statthalters Christi, wenn er die ganze Römische Kirche gegen die Ungläubigen vermahnet. Aber wenn der General des Ordens Retz seine Ordensbrüder wider andre Christen, die er fremde nennt, und zu dem Ende ermahnt, damit sie solchen durch die Einigkeit furchtbar werden mögen, wenn er voraussetzt, daß die Catholiken, die keine Jesuiten, oder nicht ihre Anhänger sind, beständig mit ihnen im Streite leben, und daß die Jesuiten nur so lange furchtbar bleiben, als die Einigkeit in ihren gottlosen und verkehrten Grundsätzen bleibt, wovon wir bisher viele kennen lernen, und wovon uns vielleicht noch manche weit schlimmere unbekannt geblieben, so sind dieses schreckliche Grundsätze, die wenn man sie nicht bald vom Grunde ausrottet, der Kirche einen gefährlichen Stoß beybringen werden. Es ist eine Ketzerey, die zwey Kirchen annimmt, und den Orden über die Römische Kirche erhebt; Es ist eine gottlose und grobe Unwahrheit, das für brüderliche Liebe auszugeben, wenn diejenigen, welche vorwenden, daß sie solche besitzen, sich gleichwohl bey allen Menschen

außer ihrem Orden furchtbar und schrecklich machen.

Durch diese Eintracht und genaue Verbindung der Ordensbrüder unter sich zu ihren besondern sehr irdischen Absichten, nachdem sie sich ganz umgekehrt, und den Zweck des Stifters aus den Augen gesetzt, haben sie die wichtigsten Dinge ausgeführt. Dadurch erhielten sie nicht nur ihr bisher beschriebenes Reich in Paragay solange, sondern erlangten auch eine Art von allgemeiner Herrschaft, darnach ihr unersättlicher Ehrgeiz trachtete; ob gleich der heil. Ignatius solchen gar nicht in seinem Orden dulden wollte, sondern ihn vielmehr durch Klugheit, unsträflichen Wandel, und Eifer für die Religion geschwind zum größten Ansehen zu heben suchte. Was für ein Glück wenn der Orden sich den falschen Schein der Ehre, welcher das Verdienst allemal begleitet, nicht hätte blenden lassen, sondern seinen Ruhm durch Bescheidenheit und uneigennützige Absichten vermehrt hätte. Aber unglücklicher Weise wurzelten verkehrte Begriffe bey ihm ein, er jagte nach einem Hirngespinnste, und versäumte darüber das reelle, und die wahrhaft

guten

guten Handlungen. Zu dem Ende wendet man alle Künste an, und bestrebet sich nach nichts mehr, als nicht nur den Ordensbrüdern sondern auch andern eine übertriebene Achtung für den Jesuiter Habit, und ein Verlangen solchen zu tragen beyzubringen, dergestalt daß alles andre in der Welt gegen diese Glückseligkeit für nichts geachtet wird. Diesen Endzweck zu erreichen, verfährt man folgendergestalt:

In den beyden Jahren des Noviziats, da die jungen Gemüther eines jeden Eindrucks fähig sind, macht die Achtung für ihre Vorgesetzten, und die noch unreife Urtheilskraft, daß sie dasjenige was sie beständig hören, und ihnen unaufhörlich gleichsam eingeprägt wird, endlich aus Gewohnheit glauben. Deswegen bleiben folgende Grundsätze bey ihnen in unauslöschlichem Andenken.

Erstlich. Wer als Jesuit stirbt, wird selig. Dieses offenbarte Gott, wie sie vorgeben, dem heil. Franz Borgia, wenigstens was die ersten drey hundert Jahre nach Errichtung des Ordens betrift. Ein gewisser heiliger Kapuziner, soll auf seinem Todbette ein Gesicht gehabt haben, als

wäre

wäre er in der Hölle, wo er Mönche von allen Arten, aber keinen einzigen Jesuiten sahe.

Zweitens. Die aus dem Orden verbannten Jesuiten können schwerlich der Verdammung entgehen. Denn jetzt gedachter Heilige sagte, es wäre ein Zeichen, daß einer schon zum voraus verdammt sey, wenn er den Jesuiter Orden haßte, und im Gegentheil eine Vorbedeutung künftiger Seligkeit, wenn jemand ihn liebte. Zur Bestärkung dieses schönen Satzes erzählt man; Es wurde einmal einer aus dem Jesuiter Orden gestossen, welcher in einen andern trat, und ob er gleich ein strenges gottesfürchtiges Leben führte, so erschien ihm dennoch auf dem Todbette ein Teufel, spottete seiner, und zeigte ihm eine Jesuiter Mütze mit den Worten: Was hilft dir alles andre, da du diese verlassen hast. Ueber dieses haben Ribadeneira und Palma ein großes Buch von solchen aus dem Orden verstossenen Brüdern geschrieben, darinn sie erzählen, wohin solche ihre Zuflucht genommen, was sie für ein unglückliches Ende gehabt, und wie sie ohne Barmherzigkeit zur Hölle hinab gefahren.

Drit-

Drittens. Kein Orden ist der Gesellschaft Jesu gleich zu schätzen, weil sie allein mehr gutes gethan, und mehr geschrieben haben, als alle übrigen Orden zusammen genommen. Mit dem Namen ihrer großen Männer, heißt es, könnte man ganze Folianten anfüllen; Innerhalb zwey hundert Jahren sind neun ihrer Brüder unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden. Alle große Fürsten, und nach ihrem Beyspiel auch vornehme Standespersonen, wählen sich Jesuiten zu Beichtvätern und Predigern: bloß der gemeine Mann und die Ketzer pflegen sie zu verachten. Der Pater Christoph Gomez, hat ein ganzes Buch mit den Lobeserhebungen, womit unzählige angesehene Personen den Orden beehret haben, voll geschmiert.

Durch dergleichen und viel andre Dinge, die ich übergehe, setzt man den Jesuiten einen unglaublichen Stolz und Eitelkeit in den Kopf. Wollte einer es sich einfallen lassen, in einen andern Orden zu treten, so jagt man ihm eine solche Furcht ein, daß er sich nicht eher wieder davon erholt, bis er ganz gewiß überführt

wird,

wird, daß er durch Gottes Gnade noch ein Mitglied der Gesellschaft ist. Daher kommt die innerliche Ueberzeugung, daß außer dem Orden kein Heil, nichts gutes ist, und daß er allein geehrt, und angesehen ist, und Belohnungen verdient; dies ist die Quelle der beständigen Furcht, daß ihnen das größte Unglück bevorsteht, sobald sie aus dem Orden gejagt werden.

Es ist meine Sache nicht, diese Hirngespinnste zu widerlegen, sie zerfliegen von selbst, ohne daß es meiner Hülfe braucht: ich will nur einige kurze Anmerkungen machen.

Was den ersten der drey obigen Grundsätze betrift: So ist ohne mein Erinnern klar, daß ein Jesuit, der in der Gnade Gottes stirbt, selig wird, stirbt er aber als ein Sünder, so wird er so gut verdammt als jeder andrer Mensch: dazu ist die Offenbarung des heiligen Borgia nicht nöthig, sondern es bleibt eine ewige Wahrheit. Ueberdieses redet man zwar viel von dieser Offenbarung, aber wo ist der Beweis davon; und gesetzt sie wäre auch wahr, wie der Pater Alvaro Cardinal Cinfuegos im Leben dieses Heiligen behauptet, so ist doch gewiß, daß viele einfäl-

tige sich darauf verlassen, wenn sie gleich nicht leben wie jener Heilige. Dahin gehört unser Coadjutor, der nach Palenzia am Fluße Carriou gieng, und daselbst zu dem sogenannten Gemälde des Verzweifelnden Gelegenheit gab, desgleichen ein vor kurzem gestorbener Vater aus dem Orden, der sich in einen sehr bösen Ruf gesetzt hatte. Er starb, ohne seine Sünde zu bereuen, und ohne Absolution, mitten unter sechs Priestern zu St. Jacob dell Estero, anderer der Kürze halben nicht zu gedenken. Inzwischen möchte man die Jesuiten fragen, wie diejenigen ihrer Brüder, oder wie ihre Hauptanführer, die den Indianern jährlich das Ihrige mit Gewalt rauben und stehlen, sich Hofnung machen können, wenn sie jenen nicht das Ihrige wieder zurück geben, dem Ort der Verdammniß zuentgehen, wo obgedachter Kapuziner keinen Jesuiten gefunden hat. Er hätte sich aber immer genauer umsehen mögen, vielleicht hätte er in der Nachbarschaft des Judas etliche Schock dieser Ordensbrüder angetroffen.

Was die aus dem Orden gestossenen im andern Grundsatze betrift, so gilt eben das von ihnen: die frommen werden selig,

und

und die gottlosen nicht. Das sicherste, woraus man auf die künftige Seligkeit schließen kann, ist ein rechtschaffner Wandel; alles übrige ist zweydeutig, und ich würde darnach nicht bestimmen, ob der hochberühmte Palafox, Melchior Cano, Arias Montano, der Kardinal Siliceo, und die letztern Päbste nach Alexander VIII. welche keine große Begierde nach Reichthum zeigten, selig geworden, ob ich es gleich sonst aus christlicher Liebe glaube. Die Geschichte von dem Mönche, dessen der Teufel spottete, ist ein einfältiges Mährgen. Bey einem gottesfürchtigen Wandel wird man aller Orten und in allen Ständen selig. Die Patres Ribadeneira und Palma haben in ihren Werken einen schlechten Weg erwählt; dadurch viele Verläumdungen, Unwahrheiten, und alberne Histörgen fortgepflanzt, wie ich an vielen Stellen bey Durchlesung derselben gefunden habe. Warum erzählen sie aber nichts von dem Ende so vieler aus dem Orden gejagten, die wie der Erzbischof von Genua Joseph Patigno ihr Leben beschlossen? Und gesetzt, daß verschiedene ihre Tage nachgehends kümmerlich zugebracht, und geendiget haben, wer war Schuld daran als

die Jesuiten selbst, die sie verfolgten, und alles Unterhalts zu berauben suchten?

Der dritte Grundsatz ist voll Stolz und Eigenliebe, und ganz unchristlich. Der heil. Ignatius nannte seine Gesellschaft in Vergleichung andrer Orden die geringste: und so lange dieser Geist der Demuth darinn herrschte, fehlte es nicht an berühmten Männern, und solchen welche unter die Zahl der Heiligen in der Römischen Kirche aufgenommen wurden. Aus dem andern Jahrhundert können sie keinen aufweisen, denn der letzte Heilige des Ordens Franciscus de Regis starb noch vor Endigung des ersten Jahrhunderts nach der Stiftung. Ich will nunmehr zeigen, wie diese berühmten und heiligen Männer fabricirt werden.

Sobald ein Jesuit stirbt, schreibt der Rector seines Collegiums an alle Jesuiten in selbiger Provinz einen sogenannten Erbauungsbrief, und legt dem Verstorbenen darinn solche ausschweifende Lobeserhebungen bey, daß diejenigen, welche ihn gekannt, nothwendig darüber lachen müssen, daß man den, der gestern noch war, wie andre Menschen sind, auf einmal zum Heiligen macht. Wenn diese Briefe etwas alt geworden, so findet sich in dem

Haupt-

Hauptcollegium zu Madrid ein Pater Nirenberg, ein Pater Andrada, oder ein Pater Cassani, welche ganze Bände davon zusammen schmieren. Das sind die Quellen, daraus man der unzähligen Vorrath von berühmten Männern nimmt. Es fehlt unter einer solchen Menge freylich nicht an rechtschaffnen Handlungen, und an Schriften, man hätte aber besser gethan, ihnen darinn nachzufolgen, als es bey dem blossem Ausposaunen bewenden zu lassen.

Sie rühmen sich, daß die meisten Fürsten sie zu Beichtvätern wählen; aber die ganze Welt weiß, wie viele Intriguen, Kabalen und Streiche der Orden mit vereinten Kräften gespielt hat, um den Posten der Beichväter an den Höfen zu erlangen; und um die vornehmsten Standespersonen in ihren Beichtstühlen zu sehen. In Portugal ist es ihnen theuer zu stehen gekommen. Der gemeine Mann ist ihnen allerdings gehässig gewesen, und hat ihnen viel böses nachgesagt, dadurch ist das Sprichwort wahr geworden, Vox populi vox Dei. Der vom Pater Gomez herausgegebne Band von Lobsprüchen großer Personen auf den Orden, war ein trefflicher Zunder der Eitelkeit für die Jesuiten, welche solche

gerne glaubten, und sich der n würdig hielten. Man könnte aber leicht einen zweiten Band von Vorwürfen hinzufügen, welche die Nachfolger dieser großen Personen ihnen gemacht haben.

So irrig und abgeschmackt diese Grundsätze auch sind, so bekamen die Jesuiten gleichwohl dadurch hohe Begriffe von sich selbst, und verachteten nicht nur alle andre Congregationen von Weltlichen, sondern auch so gar die Mönchsorden, und andere Geistlichen; sie zogen durch ihre listiges Betragen eine solche Menge von Anhängern, und die wieder von diesen abhiengen, an sich, daß man fast die ganze katholische Christenheit als ihre Sklaven betrachten konnte. Sie saßen gleichsam auf dem Thron einer allgemeinen Monarchie, und sahen gleichgültig auf ihre Anhänger herab, als wenn diese blos nach ihrer Schuldigkeit, und um ihres eignen Nutzens willen so handelten; die wenigen, welche das Herz hatten, sich ihnen zu widersetzen, wurden unterdrückt. Daher der stolze General sagt: Wir fürchten das Heer unsrer Feinde nicht; uns kann von außen nichts beunruhigen. Diese hochmüthigen Worte schrieb er unterm 29sten Jul. 1748.

Aber

Aber endlich schien eine höhere Macht, welche den Orden nicht um des willen entstehen lassen, diesen schrecklichen Unordnungen, diesem sich über alles erhebenden Stolz und Muthwillen ein Ziel setzen, und dasjenige ausführen zu wollen, was der Donna Marina de Excobar zu Valadolid in einem Gesichte offenbart worden war. Sie schrieb an den Provinzial von Castilien einen Brief, den man im Königlichen Collegium zu Salamanca sehr geheim gehalten, und weiter nicht daran gedacht hat, und den ich, als ich mit dem Pater Augustin de la Mata das Archiv in Ordnung bringen sollte, leichtlich hätte abschreiben können. Man sieht daraus den Zorn Gottes über die Gesellschaft Jesu, weil sie an statt auf ihn zu bauen, sich auf ihre weltliche Politik verliessen. *)

Diese Unordnungen nahmen beständig zu, bis Benedict XIV. im Jahre 1740. ohn.

*) Wir wünschten, daß der gute Pater Ibagnez, dessen Schrift sonst so viel wahres und gründliches enthält, uns mit dieser Eingebung verschont, und dadurch nicht seine Leichtgläubigkeit verrathen hätte. Die Zeiten der Offenbarungen sind vorbey, und die Donna de Excobar ist keine Ausnahme.

ohngefähr zu Ende des zweyten Jahrhunderts nach der Stiftung des Ordens den päbstlichen Thron bestieg. Dieser hat vom Anfang seiner Regierung an nicht aufgehört an die Jesuiten die schärfsten Ermahnungen, wegen ihres Ungehorsams in China und Ostindien, wegen ihrer despotischen Regierung in Amerika, und wegen andrer eingerissenen Mißbräuche ergehen zu lassen. Um diese Zeit regierte König Ferdinand VI. in Spanien und König Johann V. in Portugal, welche einen Tractat schlossen, und dadurch eine Linie zur Bestimmung ihrer beyderseitigen Grenzen in Amerika festsetzten. Bey dieser Gelegenheit wurde das Regiment der Jesuiten entdeckt; und er ist als die erste Ursache anzusehen, welche den Ruin ihres Reichs nach sich gezogen hat.

